



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 1/2

10. Jahrg.

April/Mai 1930

Als Handschrift gedruckt.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Frühling im Heim.

Er beginnt mit jenem täglich stärker werdenden Schimmer, der sich als neue Botschaft des Lebens über Bäume und Sträucher legt, bis er dann das erste Grün wagt. Gelbe Büschel hängen vom Ahorn, und an den leichten Zweigen der Birken schaukeln zahllose graugrüne Blütengehäuse wie wehende Lächer. Von Burgund bis Zollern geht die gleiche Kunde; aber sie wird nur von denen vernommen, die in Bäumen lebendige Wesen sehen und nicht nur Gebilde aus Holz. Noch stehen die einzelnen Häuser in breiter Wucht und beherrschen den Charakter der Fläche, auf der sich unser Tageslauf abspielt. Doch jeder Tag webt an dem neuen Entfernungsverhältnis zwischen ihnen. Wenn die Blätter kommen, wird jedes Haus in einen grünen Schein gehüllt und wie von den andern abgerückt. Die kahlen Stämme werden zu tragenden Säulen einer grünen Welt, die uns nun für Monate verbirgt. Nur eine Farbe gilt noch in diesem schimmernden Bereich, blaue Himmelsflecken mischen sich dazwischen.

Auf dem Boden schlängeln sich die Wege wie geduldet durch die grünen Flächen. Menschen wirken auf ihnen wie zufällige Naturbelebungen. Nur der „Geschäftsweg“ schneidet von Osten nach Westen seine breite Spur durch die täglich reicher werdende Naturfülle. Seine geraden Linien versinnbildlichen den planenden Menschenwillen inmitten alles Sprießens. Auf ihm erscheint der Mensch ins Herrscherliche gehoben, wer hier wandelt, empfängt etwas von der Würde und Gelassenheit des Gebietenden. Unbewußt verlangsamten sich hier die ausgelassensten Beine. Sie mögen noch so lüstern sein nach Hindernissen, die den jungen Sehnen und Muskeln Anreize für Kraftproben abgeben, — auf diesem Wege schreiten sie.

Scheint die Sonne, dann liegt in dem breiten Raum zwischen den beiden Häuserreihen ein Farbspiel, endlos gemischt aus Blau und Grün und goldigem Licht zu einem Gesamtbilde, das sich unaufhörlich abtönt mit dem Stande der Sonne. Es kann vergessen machen, daß auf diesem Boden rund 200 Seelen recht aktiv miteinander leben und unaufhörlich ihre Daseinsansprüche geltend machen. Aber es sind wohl auch alle etwas friedvoller in dieser Zeit; dieser Raum ist ein geheimer Miterzieher. Werden am Mittag die Schwaben durch diesen Bereich natürlicher Kulissen gerollt, verschwinden sie den Blicken, als führen sie in eine Waldeinsamkeit hinein.

Kommen die ersten Blätter, füllt sich von den Steinstufen des Bogenschützen herunter mit leisem Geplätscher das Badebecken. Die dunkelrückigen Forellen eröffnen als Dauerbadegäste die Saison. Nicht ohne Neid folgen ihnen die Augen der Jungen an jenen Tagen, wo die Wärme der Sonne und die Temperatur des Wassers vorerst noch in Mißverhältnis stehen. Wenn die Kunde der Thermometerröhre kein gesundheitsschützendes Verbot mehr nötig macht, ruft zwar die erste Erlaubnis einen Sturm auf das Bad hervor; doch an dem roten Geländer schon kühlt sich das Verlangen ab. Alles Erste ist nun mal ein Wagnis. Frösteln steigt aus dem dunkelgrünen Wasser heraus, rätselhaft fremd starrt es den Menschen an; der Entfernung nach ist es nur noch ein Schritt, aber magische Antipathien machen ihn zu einem langen Wärme zurück, stände nicht der gute Ruf auf dem wünschste sich wieder in die vertraute Wärme zurück, stände nicht der gute Ruf auf dem Spiel. Ist dann der Bann gebrochen, wird der Rasenhügel um den Bogenschützen zur Dämmerstätte für Sonnenseligkeiten. Nirgends läßt sich herrlicher dösen, hier verliert die Zeit ihren Inhalt, nur die immer wärmer werdende Körperseite läßt verspüren, daß die Welt nicht stillsteht.

Um so lebendiger geht es auf den Tennisplätzen zu. Die alten Kämpen treten auf und machen ihre eingeroosteten Fertigkeiten wieder mobil. Die Anfänger probieren mit Staunen an den verborgenen Wirkungsgesetzmäßigkeiten herum, die in Ball und Schläger liegen. Da ist keine Flugrichtung, auf die sich die leichte Kugel nicht einstellte, mit Ausnahme der gewünschten, und des Suchens nach den durchgegangenen Bällen außerhalb der hohen Drahtzäune ist kein Ende.

Auf der Spielwiese treffen sich die Häuser in den arbeitsfreien Stunden zum Handballspiel. Das neue Schuljahr bringt veränderte Stärkerverhältnisse mit sich, denn so manch bekannte „Größe“ ist zu Ostern als Abiturient von der Schule gegangen. Zwar sind wir immer ihre Plätze in allen Häusern durch frischen Nachwuchs gefüllt, aber noch ist ungewiss, was er für diese Aufgabe bedeutet. Daher gehen die Hausmannschaften in die ersten Kämpfe nicht ohne Befürchtungen. Die Hausehre macht Sorgen. Wie gut oder schlecht der einzelne auch spiele, das Haus ist es, das gewinnt oder verliert. Die persönliche Leistung geht auf im Dienst für die Lebenseinheit, zu der jeder gehört. Sieg und Niederlage werden zu kleinen Staatsangelegenheiten.

Leise gleiten die neuen Heimler in den Strom des Lebens hinein, dessen natürlich Ordnung alljährlich neu anhebt. Wenn sie zu Pfingsten zum erstenmal die Koffer packen, sind sie verwurzelt in dieser jugendfrohen Welt.



Zur Aufführung von Georg Kaisers „Die Bürger von Calais“ durch die Ulg am 5. April 1930

Von Studientrat Dr. Hermann Christians

Man ging hin mit großem Bangen um dies außerordentliche Wagnis; man kehrte heim mit dem beglückenden Bewußtsein, daß es gelungen sei. So sehr gelungen, daß auch heute noch, schon abgerückt von dem ersten, vielleicht täuschenden Eindruck, die Erinnerung bestätigt, daß hier eine Leistung vollbracht wurde, an die man gefrost hohe und strenge Maßstäbe legen konnte.

Es soll den einzelnen Spielern nichts genommen werden, wenn gesagt wird, daß die Leistung vor allem eine Leistung der Regie war. Man hat Georg Kaiser einen Plastiker oder auch einen Kubisten des Dramas genannt, und so versuchte auch die Spielleitung — sie lag in den Händen von H. G. von Klöden — das dramatische Geschehen überzeugend in den Raum zu rücken, durch Symmetrie und Rhythmus dem Stil und Wesen dieser Dichtung gerecht zu werden. Mochten auch die Massenszenen nicht immer ganz gefallen — die Bewegungen blieben hier und da noch zu ruckhaft, nicht immer aus Wort und Handlung sich mit voller Natürlichkeit entwickelnd —, im ganzen überraschte und erfreute doch eine solche Summe von restlos Beglücktem, daß alle Beteiligten mit Stolz auf das Vollbrachte zurückschauen dürfen. Welches die Kräfte einer Schule fast übersteigende Maß von Mühe und Arbeit auf den Bühnenbau, die Lichtanlage, die besonders zu rühmenden vielen Plakatzeichnungen verwandt worden ist, vermag der Fernerstehende nicht so leicht zu überblicken. Und mit welcher Hingabe und mit welcher edlem Ehrgeiz hier wochenlang geübt und geprobt worden ist, bis die Stellung auch der kleinsten Gruppe eine Lösung fand, bis jede Handbewegung und jede Kniestellung sich einfügte in die Harmonie des Gesamtbildes, das verdient warme und herzliche Bewunderung. Gewiß werden die, die ihre Kraft dem Gelingen des Werkes schenkten, Werte mitnehmen für ihr Leben, die nicht zu wägen sind, die aber auch nicht von Rost und Motten gefressen werden.

Und — so glaubt wenigstens der Berichterstatter — das Werk lohnt solche Hingabe. Mögen die späteren Dramen Kaisers — „Die Bürger von Calais“ hat er übrigens nicht, wie einer meinte, als Primaner geschrieben, sondern erst um die Mitte der Dreißig — aufwirbelnder, „aktueller“ sein, diese überzeitliche idealistische Dichtung ist vielleicht eher eine Dichtung als jene, vielleicht hat gerade sie „Aktualität der Dauer“. Das Ringen um den Sinn des „neuen Menschen“ war auch wohl das, was die Unterprimaner dem Spiel ihre Seele mitgeben hieß.

Aber — das darf zum Schluß gesagt werden — wenn wir ein Stück spielen, das den Gedanken des neuen Menschen feiert, der selbstlosen, stummen Tat, wollen wir dann künftig nicht mit Bewußtsein alles weglassen, was an die Nachahmung der Außerlichkeiten der „großen“ Bühne erinnert? Denn die Jugend kann und soll vorangehen als Beispiel und Beweis selbstloser Gemeinschaftsarbeit.

Safari*

Von Dietrich von Roeder (Staufen 1911—18)

(Fortsetzung)

Lange schon saß ich auf einem Felsstück und schaute das herrliche Bild. Nun aber wandte ich den Blick meiner Marschrichtung zu. Die Wand war mit vielen großen Felsbrocken übersät und stand kerzengerade vor mir. Etwa 150 m über mir hingen die Wolken schwer und massig in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen.

Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen.

Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen.

Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen.

Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen.

Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen. Dort sollte ich hinein—? Beinahe in fließender Bewegung und ließen nichts mehr erkennen.

* Wir verweisen auf die Dezember-Nummer 1929. Es folgt jetzt die Fortsetzung der Beschreibung des 2. Reisetages. Die Red.

Menschen durch den schnellen Temperaturwechsel leichtes Spiel hatte. Nun, Gott sei Dank, wir waren nicht in den Hagelmonaten und dieser Sorge begeben. Sehr wichtig wäre es uns gewesen, zu wissen, wie das Gelände vor uns aussah. Aber der Nebel, der schwer in allen Kleidern hing, verbarg die Sicht, und der heftige Wind entzündete die Augen. Anscheinend ging es über Grasland. Manchmal tauchten wir in ein sanftes Tal, überquerten einen Bach und stiegen wieder hoch. So wanderten wir still dahin. Ich mit meinen Gedanken beschäftigt und die Neger ohne den gewohnten Gesang. — „Herr die Sonne!“ Wo? — Wo? — Nichtig, da kam ein matter Schein in der Wolfendecke, der an Größe rasch zunahm und die Wolken auseinanderzuschieben schien. Immer flüssiger wurde der Nebel, immer weiter der Gesichtskreis, und schon konnte man ein welliges, steinübersätes Grasland erkennen, in welchem ab und zu ein zerzauster Baum oder ein verkümmertes Strauch wuchs. Also ein Hochland! Aber wie breit? Wo war das Ende? Plötzlich schoß ein Strahl durch die Wolken, dessen Wärme wir empfanden, und nach einer halben Stunde hatte die Sonne sich hindurchgekämpft. Der Wind ließ nach, die Nebel schwanden, und mit einem Male war die gute Stimmung wieder da, die sich bei meinen Worten: „Kinder, wir wollen ruhen und essen“ in ein Freudengeschrei auflöste. In einem Tal wurde Half gemacht und von zusammengesuchtem Holz ein Feuer entzündet. Im Feuermachen ist der Neger ein großer Künstler. Bei tollstem Regen und Wind bekommt er sein Feuer groß, indem er bei dem Aufschichten des Holzes über der Flamme eine eigene Theorie anwendet. Mit einem glühenden Span läuft der Schwarze die ganze Nacht hindurch, ohne daß der Schein, der gegen den Angriff wilder Tiere schützen soll, nachläßt.

Während ich den heißen Lee schlürfte, rösteten sich die Träger mitgebrachte Süßkartoffeln. Ich erklimmte dann einen erhöhten Punkt, um Übersicht zu gewinnen. Vor uns lag noch Grasland, braun gefroren, weiter hinten kamen verstreute kleine Waldungen, meist im Schutz der windabgekehrten Hänge, dann kamen Höhen und Täler, und ganz weit hinten erhob sich ein zackiges Bergmassiv. Es war aber noch 1½ Tagemärsche entfernt. Das wollte ich als Richtung beibehalten, weil es im Westen lag, wohin mein Weg führen sollte. Jemandein Anzeichen von menschlichen Siedlungen war nirgends zu sehen.

Dem Stand der Sonne nach war es 12 Uhr, als wir wieder aufbrachen. Es war so schön warm geworden, daß ich die schweren Hüllen ausgezogen hatte. Aber der Tropenhelm, den ich der Sonne halber leider tragen mußte, wog Zentner, weil sich der Kork mit Feuchtigkeit vollgesogen hatte. Der Weg führte durch Gebirgsvegetation, in welcher besonders der weiße und lila Fingerhut vertreten war. Große gelbe Sterne leuchteten an den Hängen, und an den Flußläufen fand sich eine Art Lilie vor. Die Sonne nahm wärmende Kraft an und durchströmte wohligen meinen Körper. Ab und zu lief ein braunes Wiesel über den Weg, oder eine Feldmaus verschwand in ihrem Loch. So näherten wir uns dem vorher gesichteten Wald. Er stand da — plötzlich, ohne Übergang, und gewährte nur dort, wo der selten betretene Pfad in ihn hineinlief, einen schmalen, niedrigen Durchgang. Der würzige, etwas verfaulte Geruch moderner Blätter schlug uns entgegen. Ein mächtiger grüner Dom spannte sich über uns, durch dessen Blätterdach nur an wenigen Stellen die Sonnenstrahlen fielen und in kreisrunden Flecken liegenblieben. In langen schwarzen Schnüren hingen Lianen herab und zogen sich in grotesken Schleifen und Verwirrungen von einem Stamm zum andern. Schwere Tropfen fielen aus den Baumkronen, bei ihrem Anprall auf die durchweichte Erde kleine Vertiefungen hinterlassend. Die Stämme umgefallener Baumriesen lagen kreuz und quer übereinander oder waren im Fallen irgendwo hängen geblieben. Aus ihrer zerfetzten Rinde wucherten hellgrüne Farne, Moos und lange Flechten. Etwa 2 m hohe Blattpflanzen leuchteten zwischen den Stämmen. Der Boden war mit einem Teppich von Atrantium überzogen. An anderen Stellen hatte ein kleines Blattgewächs Platz gefunden, dessen silberne behaarte Blätter von einem weinroten Rand umsäumt wurden und das winzige blaue Blüten trieb. Ich dachte, der Geruch, der mir plötzlich wie eine Welle entgegen schlug, sei von

ihnen, aber er kam aus der Höhe! Dort erblickte ich Orchideen. Nicht nur vereinzelt, sondern alles war ein Meer von Orchideen, in welchem man die einzelnen Blüten nicht hätte unterscheiden können. Im Geäst, an der Rinde, unter den Farnen — überall hingen ihre zarten rosa Kelche herab und strömten einen wunderbar süßen weichen Duft auf mich hernieder. Es war so berauschend schön, daß ich hätte aufjubeln können vor Freude über dies unerwartete Geschenk. Händevoll nahm ich mit, um mich noch lange an dem Geruch und dem Anblick erfreuen zu können.

Nach etwa einer Stunde hörte der Wald auf, und wir marschierten wieder über ödes Grasland. Schon sehr früh, gegen 3 Uhr, verschwand die Sonne gelb und blaß hinter Nebelzügen, so daß es kalt und ungemütlich wurde. Bald bezogen wir das Lager unter einer Gruppe knorriger hoher Bäume und an dem Laufe eines kleinen Baches.

Während das Zelt aufgeschlagen wurde, brachten die Leute das nötige Feuerholz herbei und wieder andere das Wasser für mein Bad. Diese drei Arbeiten sind die allerersten bei der Ankunft an einem Lagerplatz. Das Wasser entspringt ein wenig oberhalb des Lagerplatzes und war unangenehm kalt, und gern hätte ich mir jenes natürlich warme Wasser herbeigezaubert, welches auf einer früheren Safari angetroffen hatte. Dort wuchsen herrlich tiefgrüne Palmen in üppiger Fülle. Ich stand damals an einer Salpeterquelle, die nicht größer als eine Waschkübel war, aus der das kochende Wasser stoßartig hervorsprudelte. Das kristallklare Wasser lief den Abhang hinunter, der Kaskaden bildete, auf welchen das dampfende Wasser träge dahinsloß, so daß die scharfe Sonne Zeit fand, den größten Teil der Flüssigkeit aufzusaugen, und nur das reine weiße Salpetersalz als Rückstand blieb. Ich vergnügte mich an jenem Lage damit, alle leeren Büchsen und Behälter mit jenem kostbaren Gut zu füllen, welches noch bis heute seine Verwendung beim Schweineschlachten auf der Pflanzung findet. Mein Koch hatte damals einen guten Tag, denn er brauchte die Eier fürs Abendessen nur 2 Minuten in das Quellwasser halten.

Für gewöhnlich sind die Stunden von der Ankunft am Lagerplatz bis zur Dunkelheit mit mannigfacher Abwechslung ausgefüllt. Befindet man sich in einem Dorf, so wird einem bald der Besuch des Sultans oder Dorfobersten gemeldet, der die üblichen Gastgeschenke in Gestalt von Huhn, Eiern und Früchten bringt, während die weibliche Bevölkerung versucht, ihre Feldfrüchte an die hungrigen Träger abzugeben. Da ist ein Begrüßen und Handeln und Lachen, was kein Ende nehmen will. Währenddessen sitzt der Sultan mit seinem Gefolge im Halbkreis vor mir auf dem Boden und beantwortet meine Fragen: zunächst nach dem Stande der Ernte, nach den Witterungsverhältnissen, nach jagdbarem Wild usw. Durch diese Fragen, die in erster Linie das berühren, womit sich der Neger am meisten beschäftigt, gewinnt man ihr Vertrauen und bringt sie zum Selberreden. Nach und nach erzählen sie alles, was man wissen will, und wie im Nu ist die Stunde da, zu welcher der Koch das Essen meldet, ein Zeichen, daß die Audienz beendet ist.

Oder befindet man sich in wildreicher Gegend, so fürchtet man und kann gewiß sein, gegen Sonnenuntergang etwas zu erlegen, was zunächst den Trägern und mir zugute kommt, während der Rest für die Bevölkerung bleibt. Die Decke des erlegten Wildes gebe ich meistens dem Dorfobersten.

Heut aber war nichts von alledem, keine Menschen und kein Wild! Nicht einmal Streifzüge durch die Gegend lohnten sich. So wanderte ich denn lange vor meinem Zelt auf und ab mißmutig und frierend. — Von Westen kamen dicke Wolkenmassen herangezogen, die alles verdunkelten und mich zwangen, bei dem Feuer Wärme zu suchen. Bald machte sich ein rasender Sturm auf, der eisig kalt über die Gegend segte und durch alle Öffnungen der Kleidung blies. Das Feuer wurde stärker angefacht, das hatte aber nur den Erfolg, daß man vorn glühte, aber der Rücken vor Kälte erstarrte. Ich ließ noch ein Feuer, etwa 2 m hinter mir, machen, und nun saß ich mit den Trägern dicht aneinander. Der Himmel war stockdunkel, und große Wolkenzüge flogen sehr niedrig in rasender Schnelligkeit dahin. Der Koch erklärte, das eine Feuer für sich allein beanspruchen zu müssen, und so kochten die Schwarzen an dem zweiten Feuer. Ich hatte

die Mehlportionen verteilen lassen, die von kundiger Hand, mit Wasser vermengt, zu einem dicken Brei, dem Ugali, gekocht wurden. Außerdem hatte ich ein wenig Salz gestiftet, womit man den Negern die größte Freude machen kann. In dem großen Deutsch-Ost sind nur zwei Salzquellen bekannt, eine Saline im Norden und ein Salzsee im Süden, deren Erzeugnisse aber meistens den Europäern zugute kommen. Der Neger hat kein Salz, weiß aber den Geschmack zu schätzen. Wir auf der Pflanzung bezahlen viele Sachen, wie z. B. das Heranbringen von Kuhdünger oder von Feuerholz, mit einem Teelöffel Salz.

Nachdem einstimmig von den Trägern erklärt worden war, daß das Ugali gut sei, wurde der irdene Topf vom Feuer genommen und machte die Runde, indem ein jeder mit drei gestreckten Fingern hineinlangte, seine Portion zu einer Kugel knetete und sie in den Mund stopfte und so fort, bis der Topf leer war. Schmatzend, mit offenem Mund saßen die Leute und aßen mit sichtlichem Wohlbehagen. Unterdessen rösteten Süßkartoffeln unter der glühenden Asche, die als zweiter Gang genossen wurden. Ich aß inzwischen auch, aber alles schmeckte ekelhaft nach bitterem Rauch, der bei dem vielen Aufheben des Deckels, um nach dem Stand der Dinge zu sehen, in den Topf gedrungen war. Das einzige, was gut war, waren die Süßkartoffeln. In Butter gebraten schmeckten sie fast wie geröstete Kastanien. Nachher saßen wir alle friedlich rauchend zusammen. Der Schein der Flammen spielte auf der schwarzen Haut meiner Begleiter und gab ihr einen noch weicheren Ton. Die Haut der Neger fühlt sich wie Samt an, und man könnte sagen, „Reich mir deine Hand, und ich will dir sagen, wer du bist“. Denn je näher der Betreffende mit dem Stamm eines Sultans verwandt ist, um so weicher fühlt sich die Haut an. Das Nichtstun durch Generationen bewirkt diese Feinheit. — Manche der Leute trugen schwer wiegende Armringe aus Elfenbein, andere dünne Ketten aus Glasperlen, die sie bei irgendeinem Jnder erstanden hatten. Ein jeder hatte eine Wolldecke, und wer reich war, trug außer dem schwarzen dünnen Tuch eine Rakihose. Die Stunden flossen dahin mit Unterhaltung und Rauchen; denn daß jeder Schwarze Tabak bei sich führt, gehört nun einmal zur Lebensnotwendigkeit. Meistens ist er in einen Zipfel des Tuches eingeknotet. Sehr wenige nur besitzen einen besonderen Beutel dafür. Wenn ein Europäer in der Nähe ist, so wird er um ein Stück Papier angebettelt, in welches nur sehr wenig Tabak hineingerollt wird, der für höchstens vier Züge reicht; denn der Tabak ist furchtbar stark, mit einem sehr herben Aroma und hat — auch bei den Eingeborenen — meist einen Hustenanfall zur Folge. Ist kein Papier zur Stelle, so wird der Tabakshalter herbeigeht, ein Instrument, welches aus einem ausgehöhlten, sehr schweren Holz besteht, an dessen einem Ende ein eiserner Kopf befestigt ist, in welchen der Tabak gestopft wird. Diese Pfeife macht die Runde, wobei jeder 2—3 Züge tun darf, die je nach der Kraft des Einsaugers verschieden sind.

Die anstrengende Kletterpartie machte sich doch bemerkbar, und so begab sich bald jeder an seine Schlafstelle. Den Trägern gab ich meinen Zeltteppich gegen Regen und Tau, welche hier in über 2000 m Höhe sehr gefährlich werden konnten. Ich selbst suchte mir alle wollenen Sachen heraus, zog mir dicke Strümpfe an und ging zur Ruhe. Das Bettzeug war kalt und feucht und erwärmte sich nicht. Draußen rauschte der Sturm durch die Kronen der Bäume, daß es sich anhörte wie die Brandung des Meeres und meine Gedanken zurückeilen ließ zu jenen warmen Sommernächten in Deutschland, wenn das Brausen der aufschlagenden Wellen durch die geöffneten Fenster drang.





Monatschronik



Für unseren zahlreichen jungen Nachwuchs haben wir neue Spielgeräte auf der „Insel“ und am Bade aufgestellt. Wir hoffen, in der nächsten Nummer noch etwas davon berichten zu können.

Am 15. Mai starb an einem Herzleiden Herr Major von Heydebreck, Wusterhans, Kr. Neustettin, Vater des Schülers Wedig v. S., Haus Dranien.



Die alten Kameraden



Decker Freiherr von Hammerstein (Wittelsbach 1919—20) hat sich verlobt mit Fräulein Ingeborg von der Osten.
Helmut von Wilamowitz-Möllendorff (Dranien 1918—22) hat sich verlobt mit Fräulein Ingeborg von Minckwitz.

Ferien 1930

Pfingsten: Do. 5. Juni bis Di. 17. Juni
Sommer: Mi. 2. Juli bis Do. 7. August
Herbst: Di. 30. September bis Di. 14. Oktober
Weihnachten: Di. 23. Dez. bis Di. 6. Januar
Schluß des Schuljahres Di., den 31. März 1931

Der erste Tag ist jedesmal der des Schulchlusses, ist also zugleich Reisetag, der letzte bezeichnet schon den Schulbeginn, daher Rückreise am Tage vorher.

CommerSPORTfest

Wie in den vergangenen Jahren findet am **Sonnabend, den 28. Juni, abends 7¹⁵ Uhr** auf der Spielwiese und am Bade **das Sommerfest des Heims** statt. Wir freuen uns herzlich, wenn wir alle alten Heimler, die in erreichbarer Nähe sind, zur Erhöhung der Festfreude und der Würde der Wettkämpfe dabei begrüßen dürfen.



Mitteilung



Es stehen noch viele Beiträge aus für die Dahlemer Blätter 1930/31. Wir erlauben uns, an die Einzahlung auf unser Postcheckkonto Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter) zu erinnern.

Die Schriftleitung



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 3/4

10. Jahrg. Juni/Juli 1930

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter)
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Unsere Rheinfahrt

Von Egloff von Lippelskirch (Haus Zollern)

In mächtigem Zweifklang stehen acht märchenhaft schöne Tage an Rhein und Mosel in unergesslicher Erinnerung. — Nach zwölfstündiger Bahnfahrt wurde Frankfurt a. M. zum ersten großen Erleben einer alten deutschen Kulturstadt, der jedes Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt hat. Noch denselben ersten Abend betraten wir Wall und Wehr der Saalburg, des ehemaligen Grenzpostens einer meilenfernen Kultur im sonnigen Süden gegen das geheimnisvolle Rauschen und Raunen deutscher Eichen und Buchen mit dem unheimlichen Dunkel der Tannen. Es war Sprache von Vergangenheit und Gegenwart zugleich für uns, als dann unter dem hohlen Donnern des Zuges der Rhein lag, der der Schicksalsstrom von mehr denn fünfundsiebzehn Millionen, ja, von ganz Mittel- und Westeuropa. Wahrzeichen von Mainz, der in wuchtiger Kraft liegende Dom! Mit dem Rheindampfer stromabwärts, und dann standen wir am Fuße des Niederwalddenkmals, wir die Enkel am Symbol der Reichseinigung unserer Vordäter.

Von Boppard, das oberhalb der Stelle liegt, wo Rhein und Mosel sich vereinigen, stiegen wir in die weichen, einsamen Höhen des Hunrück, bis verträumte Quellen zwischen Blumen und Gräsern wieder abwärts führten ins Tal der Mosel. Hier gings drei Tage lang aufwärts dem Strome folgend, bis wir in Trier doppelten

Eindruck erlebten: Franzosen in deutschem Land, mehr noch und auffälliger als in Mainz — es ging wie ein Stich durch die Seele. Dann die stolzen Ruinen der römischen Bäder. Die machtvollen Andeutungen dieser riesigen Gewölbe, das Gleichmaß im großen Rhythmus der Grundmauern lassen etwas vom Charakter einer Kultur ahnen, die auch hier im Norden am Rande ihrer Ausstrahlungen noch solchen Ausdruck vollbrachte. Man sieht vor sich, was man bisher nur tot in Schulbüchern gefunden hatte.

Mit der Eisenbahn zurück bis zum *D e u t s c h e n E c k*, wo die Mosel gegen den *E h r e n b r e i t s t e i n* spült. Auf dem Flaggenturm der alten Feste dehnt sich der Blick und weitet sich in der Großartigkeit des sonnenüberglühten Stromlandes. In seiner Hoheit fließt tief unten der Rhein, breite gelassene Ruhe und stürmendes Strömen zugleich. Wer von hier oben auf deutsches Land geblickt hat, weiß um das Heilige der Wacht am Rhein, weiß, daß der Strom würdig ist, einem Volke Notwendigkeit vorzuschreiben im ewigen geschichtlichen Ringen um Sein oder Nichtsein. Wer von hier oben hinuntergeschaut hat auf Güterzüge und Schleppfähne, die Vermittler sind zwischen Kohle und Eisen an Ruhr und Lippe, der Fruchtbarkeit der Ebene zwischen Basel und Mainz und zwischen dem Fleiß der Bewohner beider Ufer, der fühlt, daß die Stromlande eins sind und bleiben müssen, daß der Rhein deutsch und niemals „Grenze“ ist. Von Sturm und Drang der Wanderzeit kündet die Sprache seiner Geschichte, von Siegfried und dem hohen Mittelalter. In den Burgen raunt es von frischem, keckem Mut auf manchem Beutezug gegen die Pfeffersäcke der reichen Städte längs seiner Ufer.

Wir gingen gleichsam unter in dem erhabenen Reichtum dieser Landschaft. Aber stets Klang in reiner Harmonie frohe Kameradschaft. Sie belebte den Marsch mit Mundharmonika und Mandoline, sie verband uns mit frohem Plaudern auf der erfrischenden Raft, und sie war da, als auf der Rheinfahrt von Koblenz nach Köln die Bowlengläser hell zusammenklangen.

Köln wurde Abschluß und zugleich neuer Anfang. Aus dem Gebiet der hohen Ufer mit steilen Felsen und sonnigem Weinland kamen wir jetzt in anderes Land, wo rauchende Schloten mit dem feinen Ziselierwerk der Krane und Verladebrücken, wo *H o c h o f e n a n l a g e n* und *W a l z w e r k e* das hohe Lied von der Arbeit singen. In Köln standen wir noch einmal vor einer Vergangenheit, die zugleich Gegenwart ist. Uralter Ritus der Fronleichnamprozession wurde von gläubigen Seelen dargestellt. In erhabener Majestät schaut der Dom seit Jahrhunderten auf die immer gleiche, fromme Handlung endloser Geschlechter herunter.

Wieder fuhren wir über den Rhein, ostwärts, dahin, wo glühendes Eisen in feuriger Glut aus dem Hochofen schießt, das Herzblut unseres „ehernen Zeitalters“. Martinsöfen glühten uns an, wo alter Schrott neu eingeschmolzen wurde, zischende Walzwerke umdröhnten uns, bis wir vor der weiten Halle des Lagers standen. Hier war nun das Roherz auf seinem Bearbeitungswege zu einem vorläufigen Ende gekommen. Das war unser vorletzter Tag.

Am Vormittag des nächsten fuhren wir durch die weiten *H a f e n a n l a g e n* von *D u i s b u r g - R u h r o r t* unter glänzender Führung. Wir sahen die tech-

nischen Verladeeinrichtungen, mit denen in wenigen Minuten ein Eisenbahnwaggon hochgekippt und in Schleppfähne entleert werden kann. Wir standen vor Verladebrücken, die in Bunker gespeicherte Kohle auf rollendem Band transportieren. Aber niederdrückend war die hohe Zahl der Arbeitslosen mit ihren müden Gesichtern. Und überall das Ruhen der hochleistungsfähigen Maschinen, nur die wenigsten arbeiteten. Diese Arbeitsfrage hatte auch schon über dem Stahlwerk gelegen.

Wieder ein kurzes Stück mit der Eisenbahn nach Necklinghausen. Beamte der staatlichen Zeche „General Blumenthal“ erwarteten uns am Bahnhof. Wir marschierten los. — Das wurde dann ein neugieriges Sichbetrachten, als wir alle in richtiger Bergmannskleidung mit Stock und Laterne und Lederkappe fertig zur Einfahrt standen. Wir schritten durch das Haus, unter dem der Schacht acht-hundertdreißig Meter in die Erde führt. Krachen und Poltern der gegeneinander fahrenden „Hunde“, Klingelzeichen, Eisen und Stahl in schwarzem Kohlenstaub. Dabei eine ruhige Sicherheit der bedienenden Leute, die schnell und gleichmäßig ihre Arbeit verrichten. Es ist so ein eigenes Gefühl, mit fünf Metern in der Sekunde in die Tiefe zu sausen. Es drückt gegen die Ohren, und man glaubt den Boden zu verlieren. Aber das ist überwunden, wenn man erst einen Blick in jene Wunderwelt da unten getan hat. Groß und breit ziehen sich die Strecken wagerecht und eben hin, und bequem sind wir Hunderte von Metern mit der Druckluftlokomotive gefahren. Vor Ort aber ist es anders. Da liegen oder hocken in oft nur halbmeterhohen Schichten die Bergleute und brechen mit dem Drucklufthammer den „schwarzen Diamanten“ aus der Erde. In stummer Dankbarkeit und Achtung steht man vor ihrem schweren Tagewerk. Man sieht, wie ungeheure Werte hier unten ruhen und ihrer Erschließung harren. Vom Segen der Erde lebt der Mensch. Auch unter der Erde spürt man, was jede Ackerfurche lehrt, daß Erdverbundenheit unser Schicksal ist.

Wieder Stunde um Stunde Eisenbahnfahrt, bis im regnerischen Morgen Berlin vor uns lag.

Frühling in Andalusien

Skizzen von Dr. Wilhelm Koehler

Wir waren durch die Mancha gefahren, die Heimat des spanischen Nationalhelden Don Quichote — und nun hoben sich aus der öden Ebene, die sonst braun und sonnenerbrannt daliegt, jetzt im Frühling aber in frischem Grün prangte, die blaugrauen Berge der Sierra Morena. Auf schnurgerader, prachtvoller Straße war unser Wagen dahingerollt — Madrid hatte uns lange von seiner Höhe nachgeblickt, Aranjuez mit seinen Gärten und Wasserkünsten uns entzückt, kleine armselige Dörfer, deren Bewohner zum Teil noch in Höhlen wohnen, unsern Weg begleitet.

Nun winkten die Berge, die uns von Andalusien schieden. In Windungen begann die Straße emporzusteigen. Am Anfang des Gebirges schlossen sich Freunde uns an — es ging höher und höher hinauf in die kahle Felsenvelt dieser einsamen Gebirgslandschaft.

Mein lieber Freund, der mich zu dieser wundervollen Autofahrt eingeladen hatte und seinen Wagen mit virtuoser Sicherheit steuerte, nahm Aufenthalt in einem kleinen Gebirgsstädtchen, dem „Hauptquartier“ für die Bergwerke der Sierra Morena. Einige Tage blieben wir dort. Ringsum schon die üppige Vegetation des Südens — aber auf den Bergen im Süden schimmerte noch in hellem Glanz der Schnee des Winters. Wie schnell vergingen hier die Tage. Unser Wirt, der Leiter aller Gruben in der Sierra Morena, war der liebenswürdigste Gastgeber, den man sich denken konnte. Tief in die Erde bin ich eingefahren — und manchen Spaziergang durch die Berge haben wir gemacht. Und des Abends blättern wir in seinen köstlichen Bücherschätzen.

Den ersten Aufenthalt in Andalusien machten wir in Cordoba. Die engen Sträßchen, die entzückend kleinen Höfchen (die „Pacios“) und vor allem der Säulenwald der Moschee erinnerte uns an den Hochsitz der arabischen Kultur. Sevilla, am Ufer des Guadalquivir! Hier begann die volle Leppigkeit des Südens uns zu umfassen. Die Kathedrale, dieses Wunderwerk spanischer Gotik, mit der Giralda (Turm), dem Wahrzeichen der Stadt, und am Drangenhof, die Ibero-amerikanische Ausstellung mit ihrem in voller Blüte stehenden Park, die durch „Carmen“ berühmte im Barockstil erbaute Zigarettenfabrik — und der Alkazar mit seinen arabischen Höfen, Gemächern und Gärten.

Und immer tiefer ging es in den Süden. Palmen, Kakteen, Wein, Delbäume, Pinien, Eukalyptusbäume begleiteten unsere Straße. Unerfälschtes andalusisches Volksleben in den Dörfern und Städten — zugleich überall geschichtliche Erinnerungen ganz großen Formats. Bis dann hinter Xeres de la frontera der Ozean auftauchte. Nun standen wir am Ende der alten Welt in Cadix, der alten Phönizierstadt, und blickten auf die weiten Wogen des alten Ozeanos.

Dann, als wir weiterfuhren, an der Küste entlang, erschienen drüben zuerst hauchzart, dann markig und fest die Berge Afrikas. Auf der sich verengenden Meeresstraße zogen die Schiffe ihren Weg, winzig klein und doch so stolz und sicher. Die wußten vom fernen Asien zu erzählen, und manch eines hatte wohl schon unsern Planeten umkreist. Hier war die Stelle der Seeschlacht von Trafalgar, dort stieß wie ein scharfes Messer Tarifa, die südlichste Spitze Europas, ins blaue Meer. Und am Abhang blühte es wie in einem Garten. Drohend stieg Gibraltar vor uns auf.

In Algeciras bestiegen wir den Dampfer nach Afrika, um die schmale Straße zwischen den Säulen des Herkules zu durchqueren. Es war so kalt und regnerisch geworden, daß wir uns in unsere Mäntel hüllten. Von Genta, dem Haupthafen des spanischen Hoheitsgebiets, trug uns ein vollbefrachteter Dammibus nach Tetuan.

Tetuan ist für den, der zum ersten Male Afrika betritt, ein gewaltiger Eindruck. Eine Araberstadt unmittelbar vor Europas Toren. Kaskadenartig stürzt das weiße Gewirr der Häuser von den Höhen ins Felsental — und rings die starrenden Zacken der Rifberge.

Auf dem Marktplatz des Europäerviertels empfängt uns ein alter würdiger Scheich Achmed el Malusi und geleitet uns zum Hotel. Die Sonne ist schon längst hinter den Bergen versunken, eiskalte Winde wehen — wir können unsere Erwartung kaum bezähmen — und nun wandern wir durch das phantastische Gewirr der Gassen des Araberviertels. Tausendundeine Nacht! In den Läden sitzen noch bei spärlichem Licht die Handwerker und hämmern und nähen, klopfen und feilen. Eselkarawanen drängen sich durch das Gewirr. Vermummte Gestalten schleichen vorbei. Musik von Guitarren erklingt. Blinde Bettler strecken unter eintönigem Gesang ihre abgemagerten Hände gabenheischend aus. Aus den Moscheen dringt geheimnisvolles Licht. In den Herbergen Lärm und Gestank. Wohin man blickt: Neues, Fremdes, Ueberraschendes.

Wir verirren uns hoffnungslos in dem Straßengewirr — und schließlich sitzen wir in einem „Cafe“, zu dem uns ein Negerjunge geleitet hat. Wir „trinken“ abscheulichen Pfefferminztee — und eine Gruppe junger Araber musiziert in einem Winkel. Seltsam melancholische Klänge, so voller Sehnsucht und weicher Gelöstheit, daß es uns ergreift, obgleich wir natürlich nichts vom Inhalt verstehen. Um uns Araber, die auch nicht die geringste Notiz von uns Ungläubigen nehmen.

Voll an tiefstem Eindruck kehren wir ins Hotel zurück. Orkanartig braust der Wind von den Rifbergen herab. Die Fenster des Zimmers springen klirrend auf — die Tür läßt sich nur schwer schließen — an Schlaf ist kaum zu denken.

Morgens wieder ins Araberviertel. Achmed el Malusi führt uns durch die Bazare, und wir kaufen manch kleine Köstlichkeiten arabischer Kunst, werden nicht müde, zu schauen und aufzunehmen. Immer wieder aber fühlen wir, zu diesen Menschen führt keine Brücke, die Lebensgrundlagen sind ganz anders als die Europas.

In unseres arabischen Freundes Haus trinken wir Tee. Feierlich die Bewirtung in ihrem Zeremoniell. Die Frauen sorgsam vor unsern Augen verborgen.

Dann hinauf zur Zitadelle durch das Ghetto. Weit hin schweift der Blick bis zum glitzernden Meeresstreif. Unter uns das chaotische Gewirr der weißen Stadt — und gegenüber die himmelstrebenden Grate des Rif.

Der Abschied wird uns schwer — bei hellem Sonnenschimmer kreuzen wir das sturmbewegte Meer zwischen den Säulen des Herkules — und bald sitzen wir wieder in unserm Wagen, der uns, unmittelbar an der Küste entlang, nach Malaga führt. —

Wenn ich einen Ort nennen sollte, der paradiesische Schönheit mit südlicher Leppigkeit verbindet, so ist es Malaga. Alle tropischen Gewächse findet man hier; weiche Winde wehen vom blauen Meer; der Frühling schüttet in ungeahnter Verschwendung sein Füllhorn über dieses wahrhaft gesegnete Land aus. Man mag hier so gerne nichts tun. Einfach leben, atmen, genießen, Unrast, in die wir wie in einen

Strudel gerissen werden, vergessen — hier könnte man es lernen. Und so genießen wir den Zauber des Meeres, wir steigen empor zur alten Araberburg, wir wandern durch das Zigeunerviertel, und des Nachts schauen wir — es ist die Semana Santa (heilige Woche) — den feierlich-unheimlichen Prozessionen zu, die mit ihren schweren Standbildern ihren Umgang halten, mit Zuruf begrüßt von der gesamten Bevölkerung der Stadt.

Unvergeßliche Tage mit ihrem Dolce far niente, mit den traumhaften Schönheiten alter Parks, mit den Blicken über das üppige Land und die schimmernde See.

Und dann Granada! Was läßt sich von der Alhambra sagen, das nicht verblaßte vor der unbeschreiblichen Schönheit dieser Maurenburg. In den Gärten des Generalife, des Sommer Schlosses der letzten maurischen Dynasten, haben wir inmitten der tropischen Vegetation viele Stunden gesehnen und hingeblickt zum ewigen Schnee der Sierra Nevada und uns hingeeben dem Zauber dieses seltsamen Landes, das unerhörte Natureindrücke verbindet mit einer fast beispiellosen Geschichte. —

Und wieder fahren wir durch die Mancha. Ist es möglich, daß ein Land solche Gegensätze in sich schließt? Entgegen kommt uns ein Bauer mit breitem, gutmütigem Gesicht auf einem Eselchen — ist es nicht Sancho Panza, der treue, nüchterne Gefährte des „Ritters von der traurigen Gestalt“? Und Don Quichote? Lebt er noch heute? Vielleicht haben wir alle ein Stück von ihm in uns — oder so l i e n es haben. Da stehen noch am Wege die steinernen Windmühlen wie uralte Wahrzeichen. Der scharfe Wind läßt die Flügel rasen. Wir lachen über die Torheit dessen, der gegen sie anrannte und kläglich zerschunden am Boden liegen blieb. Aber haben wir ein Recht zu lachen?

Unser Sommersportfest am 28. Juni

Wenn an einem Sonnabendabend die Spielwiese von großen und kleinen Leuten wimmelt, die einen festlich-würdig, die andern sportlich-leichtfüßig gekleidet, wenn Jugend aller Altersstufen läuft, springt, Speere schießt, Scherzspiele macht und in Häusergruppierungen zum Ziele rennt, wenn die sommerliche Rasenfläche voll ist von Stimmen-gewirr jugendlicher Fröhlichkeit und beschaulicher Anteilnahme der Alten und „Ehemaligen“ als Gäste und Freunde und die gemütsvolle Dorfskapelle mit musikalischen Vorstößen den Kontrapunkt in das Flattern der Worte und in die Spannung der Kämpfenden setzt, wenn vom Badebecken mit beginnender Dämmerung Lichtpunkte glühwürmchenhaft durch die Stämme leuchten: Dann ist unser Sommersportfest. — Nur der Eingeweihte kennt die Fülle der Arbeit und Organisation, die hinter der zwanglosen Selbstverständlichkeit liegt, mit der jeder aktive Teilnehmer weiß, was er im Verlauf der Stunden zu tun hat.

Es ist der Sonntag, wo die wochenlangen Vorkämpfe der Häuser, die Einzelleistungen der Sonderbewerbe in ihrem Ergebnis verkündet werden. Es ist der Um-

ziehtag der Preissymbole zu den siegreichen Häusern, die von ihren bisherigen Inhabern nicht ohne Wehmut ausgehändigt und von den neuen Trägern mit respektablem Stolz in Empfang genommen werden, sofern nicht die sportliche Rangstellung bewahrt werden konnte. Es ist der Abend, wo jeder von uns das Beieinandersein aller genießt, die Freude der Zugehörigkeit, das beschenkende Geheimnis des Menschenkreises.

Ist der Fackelzug am Badebecken zuletzt zum Stillstand gekommen und mit dem buntpfarbigen Plagen der letzten Rakete das Ende des Festes herangerückt, so ebbt es doch erst langsam in den einzelnen Häusern ab. In unbewusster Huldigung steht alles noch im Speisezimmer um die Hauspreise, Urkunden werden herumgereicht, die Ergebnisse noch einmal durchgehehelt, Fehler zugegeben, zukünftige Möglichkeiten erwogen. Der endliche Schluß all der schönen Aufregung wird von irgendeinem, den der Hausgeist inspirierte, mit dem herausfordernden und verpflichtenden Saganfang gesprochen: „Aber das nächste Mal — dann . . .“

B. W.



Ergebnisse der Sommerwettkämpfe des Heims 1930

I. Wettkämpfe der Häuser

Durchschnittskopfleistungen

1. Der Häuserfünfkampf.

1. Zollern	92,45
2. Askaniern	87,20
3. Dranien	80,88

4. Burgund	77,77
4. Wittelsbach	77,77
5. Zähringen	76,96
6. Babenberg	75,19
7. Staufeu	74,28
8. Wettin	62,69

Demnach erhielt Haus Zollern den ersten Wanderpreis des Heims (große Bronze-figur) und Haus Askanien den zweiten Wanderpreis des Heims (Bild des Athena-Nike-Tempels). Das Haus Dranien erhielt eine Ehrenurkunde.

2. Die Häuserstaffette auf der Spielwiese

Es gingen durchs Ziel als erstes Haus Dranien,
 " zweites " Zähringen,
 " drittes " Wittelsbach.

Die beiden ersten Häuser erhielten Urkunden.

3. Die Häuserstaffette im Schwimmen

1. Haus Staufeu
2. " Dranien
3. " Burgund.

Das erste Haus erhielt den von Herrn Peter Blasberg (Tenerife) gestifteten Wanderpreis, das zweite eine Urkunde.

4. Handball-Wettkämpfe

In den zahlreichen "Freundschaftskämpfen" der einzelnen Häuser gegeneinander hat zur Zeit Haus Dranien den ersten und Haus Zollern den zweiten Platz inne.

Im Handballspiel der Auswahlmannschaften aus allen Häusern siegte die "West-Gruppe" mit 4 : 3 über die "West-Gruppe".

Die Faustball-Wettkämpfe werden nach den Sommerferien noch ausgetragen.

II. Ehrentafel der Einzelsieger

1. Fünfkampf (Hauptwettbewerb)

Gruppe A (Oberstufe):

1. Hans Hinert Kelling	So.	143,25 Punkte
2. Hans Peter Abé-Lallemant	So.	133,00 "
3. Barnim von Ramin	So.	121,50 "
4. Hans Blasberg	Ask.	118,00 "
5. Hans Schallehn	Zä.	116,25 "
6. Eberhard William	Dr.	115,00 "

Gruppe B (Mittelstufe):

1. Dieter Cinz	Sta.	149,10 Punkte
2. Eike Middeldorf	Zä.	129,00 "
3. Christian Kalisch	Ask.	127,50 "

4. Ernst-Friedrich Ferno	Ask.	121,30 "
5. Hans Becker	Ask.	118,50 "
6. Ernst-Achim Nömbel	Sta.	114,33 "

Gruppe C (Unterstufe):

1. Egbert von Schmidt-Pauli	Ha.	119,00 Punkte
2. Kurt-Christoph Böckelmann	Dr.	103,00 "
3. Max von Arnim	So.	102,00 "
4. Hans Wilhelm Methner	Wi.	101,00 "
5. Erik Landwehr	We.	98,00 "
5. Wolfgang Ammann	Wi.	98,00 "
6. Ulrich Methner	Wi.	97,00 "

2. Sonderwettbewerbe

Im 1000-Meter-Lauf siegten:

Gruppe A:

1. Wedig von Heydebreck, Dr., 2 Min. 46 Sek.
1. Barnim von Ramin, So., 2 Min. 46 Sek.
2. Hans Wegener, So.
3. Karl-Heinrich von Behr-Negendank, Bu.

Gruppe B:

1. Eike Middeldorf, Zä., 3 Min. 20 Sek.
2. Hans-Hubert Lehr, Bu.
3. Georg Graf Perponcher, Ask.

Im Speerwerfen:

Gruppe A:

1. Hans Schallehn, Zä., 32,90 m.
2. Hans Peter Abé-Lallemant, So., 32,80 m.
3. Günther Gründling, Sta., 32,00 m.

Gruppe B:

1. Dieter Cinz, Sta., 39,20 m.
2. Ernst-Achim Nömbel, Sta., 36,40 m.
3. Heinrich Graf Perponcher, Ask., 31,90 m.

Im Schlagballweitellen:

Gruppe A:

1. Barnim von Ramin, So., 67,30 m.
2. Hans Peter Abé-Lallemant, So., 64,50 m.

Gruppe B:

1. Dieter Cinz, Sta., 54,90 m.
2. Eike Middeldorf, Zä., 43,70 m.
3. Dietrich Hörning, Ba., 27,50 m.

Im Schleuderballweitwurf:

Gruppe A:

1. Barnim von Ramin, So., 28,80 m.
2. Rolf Werner Ritter, Wi., 23,90 m.
3. Hans Wegener, So., 22,90 m.

- Gruppe B: 1. Dieter Cinz, Sta., 28,10 m.
 2. Dodo Freiherr zu Inn- und Rynphausen, Bu., 26,60 m.
 3. Heinrich Graf Perponcher, Asf., 25,80 m.

III. Schwimmwettkämpfe

50-Meter-Beliebig-Schwimmen:

- Gruppe A:
 1. Georg-Wilhelm Hempel, We. 37,1 Sek.
 2. Joachim Graf von Berg-Schönfeld, Bu. 40,5 Sek.
 3. Rolf-Werner Ritter, Wi.

- Gruppe B:
 1. Dieter Cinz, Sta. 38,0 Sek.
 2. Günther Otto, Bu. 43,8 Sek.
 3. Hans Becker, Asf.

- Gruppe C:
 1. Günther Rosenberg, Asf. 22,2 Sek.
 2. Egbert von Schmidt-Pauli, Ba. 24,8 Sek.
 3. Wolfgang Ammann, Wi.
 3. Paul-Albrecht Rosenberg, Asf.

50-Meter-Brustschwimmen.

- Gruppe A:
 1. Wolf-Hubertus Schlabig, Dr. 45,0 Sek.
 2. Wolfgang Drubba, Wi. 46,8 Sek.
 3. Heinz von Schönfeld, Wi.

50-Meter-Brustschwimmen:

- Gruppe B:
 1. Dieter Cinz, Sta. 45,0 Sek.
 2. Hans Becker, Asf. 45,4 Sek.
 3. Michel Haas, Asf.

- Gruppe C:
 1. Egbert von Schmidt-Pauli, Ba. 24,8 Sek.
 2. Günther Rosenberg, Asf. 27,0 Sek.
 3. Curt-Christoph Böckelmann, Dr.

25-Meter-Rückenschwimmen

- Gruppe A:
 1. Gerhard Langenbeck, Sta. 22,2 Sek.
 2. Hans Schallehn, Bä. 22,4 Sek.
 3. Wolfgang Drubba, Wi. 22,5 Sek.

- Gruppe B: 1. Hans Becker, Asf. 21,6 Sek.
 2. Günther Otto, Bu. 23,0 Sek.
 3. Otto von Sichel, Dr.

- Gruppe C: 1. Günther Rosenberg, Asf. 29,9 Sek.
 2. Egbert von Schmidt-Pauli, Ba. 32,9 Sek.

Streckentauchen.

- Gruppe A:
 1. Gerhard Langenbeck, Sta. 25 Meter = 26,0 Sek.
 2. Sigismund von Quast, We. 25 " = 27,2 "
 3. Johann-Georg von Schmidt-Pauli, Ba. 24 " = 28,5 "

- Gruppe B:
 1. Dieter Cinz, Sta. 25 Meter = 23,1 Sek.
 2. Ernst-Alchim Momber, Sta. 25 " = 24,5 "
 3. Hubert Türcke, Sta. 21 " = 18,1 "

Kunstspringen.

- Gruppe A: 1. Karl-Heinrich von Behr-Negendank, Bu.

- Gruppe B: 1. Hans Becker, Asf.
 2. Joachim Kothe, Wi.
 3. Dieter Cinz, Sta.

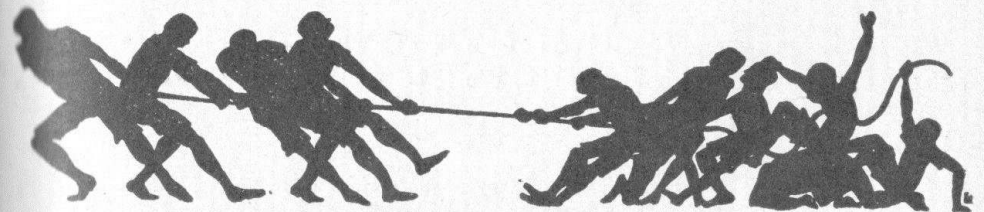
Kopfwertsprung.

- Gruppe A: 1. Gerhard Langenbeck, Sta. 13,10 m
 2. Joachim von Dppen, Bu. 13,05 m
 3. Sigismund von Quast, We. 12,10 m

- Gruppe B: 1. Dieter Cinz, Sta. 14,00 m
 2. Ernst-Alchim Momber, Sta. 11,60 m
 3. Joachim Kothe, Wi. 11,30 m

Die Urkunden zeichneten: Karl Ludwig Bennecke, Dr., Dodo Freiherr zu Inn- und Rynphausen, Bu., Hans Bohrisch, Zo., Walter Müller, Dr., Günther Otto, Bu., Dietloff von Arnim, Bu., Egloff von Lippelskirch, Zo.

Für die neue Preispende sei Herrn Peter Blasberg (Tenerife) auch an dieser Stelle herzlich Dank gesagt.





Monatschronik



Im Anschluß an die Pfingstferien machte die D I g eine achttägige „Rheinfahrt“ unter Führung ihres Klassenleiters, Herrn Stud.-Rat Dr. Richter. Ihr gilt der Einleitungsaufsatz dieser Nummer.

Vom 20. VI. bis I. VII. machte die O I r g unter Führung ihres Klassenleiters, Herrn Stud.-Rat Dr. Brener, eine Studienfahrt nach England (London, Oxford, Stratford, Canterbury). Bericht über die Reise erfolgt in der nächsten Nummer.

I. VII.: Rheinlandfeier im Festsaal der Schule. Die Festrede hielt Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Cappus.

Schulanfang ist am Donnerstag, den 7. August. Rückreise am Tage vorher.



Die alten Kameraden



Dr. Wolff Kraemer (Babenberg 1921—23) hat sich verlobt mit Frä. Herta Clemm.

Dr. Heinz E. von Maltitz (Bollern 1911—14) hat sich vermählt mit Thea von Maltitz, geb. Hackenberg.

Ulrich Nothe (Dranien 1910—15) und Frau Resi, geb. Homann, teilen die Geburt ihres Sohnes Günther mit.



Mitteilungen



Am 1. Juni starb Herr Graf von Perponcher-Sedlnitzky auf Kummerow b. Labuhn, Kreis Regenwalde, Vater der Schüler Heinrich V. und Georg v. P., Haus Askaniens.

Am 22. Juni starb Herr Rittergutsbesitzer Gotthard Methner, Waltersdorf b. Löhne, Vater der Schüler Gotthard, Hans-Wilhelm und Ulrich M., Haus Wittelsbach.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 5/6 10. Jahrg. Aug./Sept. 1930

Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35224 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter)
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Die Englandfahrt der D I r g.

Von Studienrat Dr. Brener.

Ein englisches Sprichwort sagt: It is better to travel than to arrive. Das können wir Englandfahrer nicht sagen. Holzklasse-Schlafwagen durch Deutschland ist zwar nicht schlecht, aber auch nicht sonderlich bequem. Einige Teilnehmer werden widersprechen. Das sind die Schwindelfreien und Gleichgewichtssicheren kleineren Formats. Sie zogen sich schon bald hinter Charlottenburg ins Gepäcknetz zurück und erwachten erst in Westfalen, einer sogar erst am Rhein. Einige andere hatten im himmelblauen Trainingsanzug oder ähnlich vergnüglich anzuschauenden Negligees Unterschlupf in leeren Abteilen gefunden. Gardinenverhängt und abgeblendet wie sie waren, störte kaum ein Schaffner ihre Ruhe. Nur einen — so ging das schlaftrunkene Gerücht — hätte man zu 10 RM Buße verurteilt oder — so behauptete einer halbträumend — verhaftet, weil er fortgesetzt 1. Klasse ohne Fahrkarte gereist sei.

In Köln aber waren alle vollzählig auf dem Bahnsteig, frisch, freudiger Erwartung voll. Es war nicht bloß die Notwendigkeit des Umsteigens, die uns so schnell aus dem Wagen trieb: Den Dom und den Rhein wollten alle als starken deutschen Eindruck mit hineinnehmen ins Ausland. Ueber Aachen ging's zur Grenze durch reizvolles, gepflegtes deutsches Hügelland. Herbsthal, früher deutscher Uebergangsbahnhof: Da sind wir schon auf belgischem Boden; in belgischen Wagen saßen wir schon seit Köln.

Die Höflichkeit gegenüber unserem Nachbarland verbietet, Vergleiche zu ziehen. Aber das fühlen wir alle schon sehr bald — und dies Gefühl verstärkte sich auf die Dauer immer mehr —: wir Deutsche dürfen ohne nationale Voreingenommenheit stolz sein auf unser Vaterland.

Lüttlisch! Einige unserer Rechenkünstler wissen im Nu, wieviel Prozent billiger belgische Zigaretten sind als deutsche. „Fabelhafter Händler da auf dem Bahnsteig, rechnet in vier Währungen schneller als wir in einer“. Na ja, das „Geschäft“ haben manche erst in Ostende begriffen. Es ging eben zu schnell. Eingestanden hat's einer erst auf der Heimfahrt, und zwar apokryph, nach einem „Geschäft“ mit demselben Händler: „So, jetzt habe ich's ihm heimgesahlt.“ Inzwischen hatten alle Routine im Wechseln und Umrechnen und alle hatten eingesehen, daß der Rat berechtigt war: man wechselt nicht auf Bahnhöfen! — Ein Rundgang durch Ostende. Unweit des Bahnhofes das Erinnerungsmal an den Weltkrieg: abschreckende deutsche Stahlhelme, verzerrte Gesichter; Geschmacksache.

Da, die See!

Nur sanft bewegt umspielen die Wellen pastellgrün und silbrig glänzend den Bug des schneeweißen Kanaldampfers. Die meisten von uns genießen während der Ueberfahrt zum erstenmal in ihrem Leben das köstliche Gefühl, das die Weite des Meeres wohl auf jeden Binnenländer ausübt: Loslösung, Befreiung, Beruhigung. Dazu bei uns: erwartungsvolle Spannung, je mehr die Zeiger der Uhr der entscheidenden Stunde entgegengerückt, die uns die White Cliffs of Dover nun endlich wirklich vor Augen führen sollte. Die nun im Westen stehende Sonne blendet uns so, daß wir schon an den die Hafeneinfahrt von Dover schützenden, drohend vorgestreckten Kanonenrohren vorbei sind, als wir den Steilabfall der Dover-Kreideseifen in seiner Verwandtschaft mit Arconastubbenkammer deutlich wahrnehmen.

Schnell sind wir durch die Paß- und Zollkontrolle. Was können schon reisende Scholaren an Schmuggelwaren nach England bringen! Es fällt auf, was während des ganzen Englandsaufenthaltes immer wieder aus verschiedensten Anlässen deutlich in Erscheinung tritt: werden wir als Deutsche erkannt, so behandelt man uns mit ausgefuchter Liebenswürdigkeit, ja, Herzlichkeit. So nimmt es denn nicht wunder, wenn man vor einem Londoner Kriegerdenkmal im Gespräch mit einer englischen Studentin hört: „Es ist schade, daß Deutsche und Engländer im Weltkriege auf entgegengesetzten Fronten standen.“ — Hat damit aber England den Irrtum seiner Politik gegen Deutschland eingesehen? — Was würde das schon nützen? Frankreich ist die militärisch-stärkste Kontinentalmacht. — —

Unser Klassenwetterprophet hatte Recht behalten. „Es bleibt so lange gutes Wetter, bis wir unsere Englandsfahrt beendet haben.“ So lachte uns der Sonnenschein während des ganzen Aufenthaltes drüber. Es scheint sich zu bestätigen: Englands Wetter ist besser als sein Ruf. Während sonst die Gegenwart fast immer den Makel des Schlechterseins im Vergleich mit der guten alten Zeit an sich hat, stimmt das mit dem englischen Wetter nicht. Eingeborene Londoner meinten, daß Dickens mit seiner Schilderung des vernebelten London sicher nicht Unrecht habe, da auch ihre Väter und

Großväter von solchem Nebel zu erzählen wüßten, aber heutzutage sei das eine harmlose Erscheinung. — Der Rekord an Nebeldicke gehört scheinbar auch der guten alten Zeit an; die heutige „Aufgeklärtheit“ scheint doch das Minderwertige zu sein. — Nun ja, England hat allen Anlaß seit 1918 sehnsüchtig auf die Vergangenheit zu blicken. So hatte man sich das Ergebnis des Kampfes „for the Freedom of the World“ nicht gedacht.

Den Garden England's die Grafschaft Kent, durchreisen wir im non-stop boat-train bequem in sauberen Polstersitzen. Die sprachlichen Abenteuer beginnen im Gang des D-Zuges. Wie schön lernt es sich, wie gern belehrt man sich im heiteren Geplauder bei günstigen Gelegenheiten, an denen es bei einer Studienreise ja nicht fehlt. Bald sieht man, wie nachher oft, glückstrahlende Gesichter: man spricht, man versteht und wird verstanden. Jeder schreibt sich eine mehr oder weniger gute Prüfungsnote an.

Gruppenweise werden die Fenster beschlagnahmt. Grünes, sanft gewelltes Weideland eilt vorüber, von Knicks und buschigen Baumtupfen unterbrochen. Kleine saubere Siedlungen, hin und wieder auf der Höhe ein schloßartiges Landhaus, kaum ein Getreidefeld, dafür zahllose Schafferden und Hopfengärten mit den dazugehörigen turmartigen Hopfentrockenhäusern. — Und nun sind sie da, die eigenartigen Londoner Vororte. Gleichförmig hat derselbe Baumwille ganze Stadtteile, ganze Städte gestaltet, jeder Familie ihren Rahmen gebend, den sie in Freiheit nach eigenem Willen füllen kann.

Schon erklingt es da und dort in Bestätigung volkswirtschaftlicher Kenntnisse: vom Freihandelsland, das die Landwirtschaft nur in der Form der Weidenwirtschaft aufrechterhalten kann, von englischer Woll- und Brauindustrie. Da erkönt etwas vom organisierten Individualismus, von typisierter Masse, vom Führer, dem die geordnete Masse blind vertraut und folgt. Ja, diese Gefolgschaftstreue, diese Gefolgschaftsfreundigkeit bringt in Verbindung mit dem nationalen Stolz der Engländer und ihrer anererbten raffischen Tüchtigkeit jene Großleistungen wirksamer Organisation hervor, als deren bedeutendstes Beispiel das Empire selbst dasteht, dazu alles, was darin an politischen, militärischen, wirtschaftlichen, erzieherischen und religiösen Systemen besteht. —

Und dann kam London, die Hauptstadt des Britischen Weltreiches, mit ihrer formgewordenen Geschichte in der Westminster Abbey, mit ihrem 700jährigen Parlamentarismus, den wir in seiner Gegenwart form wenigstens zum Teil im House of Commons erleben durften, mit ihrer im Old Bailey und den Duns of Court verkörperten Rechtsprechung noch nicht kodifiziertem und doch mystisch-heiligen überlieferten Law, mit ihrer Anhäufung von kostbaren Gemäldeschätzen in der National Gallery, der Tate Gallery und der National Portrait Gallery, mit ihrem maßlosen Reichtum an überlieferten Schöpfungen Kunst- und werkkreudiger Menschenhände von den ältesten Zeiten menschlicher Kultur an, mit ihrer Bank of England und Royal Exchange, die ein groß Teil Welthandel und Weltreichtum in sich vereinigen, und — last not least — mit ihrem reibungslosen, zu gewissen Tagesstunden überwältigendem Verkehr über und unter der Erde. Wahrlich, London allein hätte hingereicht, uns in wochenlangem Studium zu beschäftigen, aber wir sahen mehr: Canterbury Cathedral, die Wiege englischen Christentums, das gotische Oxford, das mit seiner Schwesteruniversität Cambridge seit dem 13. Jahrhundert die Pflegstätte des ritterlich-aristokratischen Gentleman-Ideals ist,

Stratford-on-Avon, geweiht durch die Erinnerungen an den größten Dramatiker aller Zeiten, Hampton Court, das Schloß Heinrichs VIII. mit den 1000 Zimmern und dem weiten, typisch englischen Park, Windsor Castle, des Königs Sommerresidenz, Eton College, dessen 1000 boys uns zufällig das fesselnde bewegte Bild des Absence calling boten, und wo wir uns doch freuten, nicht unter der Fuchtel der School medicine verabsfolgenden Birkenrute leben und lernen zu brauchen, und schließl. Chilham Castle. Das war vielleicht das eigenartigste und für manchen reizvollste Erlebnis auf der ganzen Fahrt. Die Herrin dieses ungemein charakteristischen englischen Schlosses empfing uns mit ihren Damen in liebenswürdiger Freundschaft. Hier gewannen wir ein Verständnis für die Urbedeutung des Wortes: My House is my Castle.

Dieser kurze Ueberblick über die Englandsfahrt der O Irg darf nicht schließen ohne den Hinweis auf den von keinem Mißklang getrübbten harmonischen Verlauf des ganzen Unternehmens, zu dem alle an ihrem Teil in kameradschaftlicher Gemeinschaftsarbeit ihre Bestes beigetragen haben.

Bilder aus England.

Von Hans Wimmer (Haus Staufen).

Chilham-Castle.

Was man von Chilham-Castle als ersten Eindruck verspürte, war dies, daß es ein wunderbar gepflegter Garten war, wie ihn nur die Engländer anlegen. Weil er so weitraumig war, wirkten wandelnde Menschen in ihm wie zufällig und unwesentlich. Große rechteckige Rasenflächen bildeten den Vordergrund des Blickfeldes, diese grünen Ebenen waren eingefast von niedrigen, im Grün dunkleren Buchsbaumhecken. Und aus den genau beschnittenen Hecken, gleichsam wie Türme und Zinnen in einer Mauer, ragten sonderbare geometrische Gebilde: Pyramiden, Kugeln und Kegel. Daß auch sie zurechtgestuzte Sträucher waren, sah man erst beim Näherkommen. Aber am Eindringlichsten blieben für das Auge die großen Rasenflächen. Ihr helles einheitliches Grün, das die Farbenunterlage dieses ganzen, wunderbaren Gartens bildete, wurde hervorgebracht von so dichten weichen Halmen, daß man hier wie auf einem Teppich ging. Weiter hinten senkte sich das Gelände nach einem kleinen stehenden Gewässer zu. Und dort war der Uebergang zwischen Garten und Park, zwischen Kunst und Natur. Da waren die Wege nicht mehr so abgemessen und von Hecken umgeben. Da waren die Bäume nicht mehr so beschnitten, die Rasenflächen nicht ohne Blumen. Und gerade diese natürliche Umrahmung um dieses Gartenkunstwerk herum ließ beide Teile in ihrer Eigenart so deutlich werden, es gab dem Ganzen den Hintergrund, aus dem er herausgenommen worden war: aus der Natur. — Dann erst, nach einigen Minuten des Staunens und Bewunderns, blickten wir auf das Schloß. Ein echt englischer Bau. Die ältesten Teile des Castles stammen noch aus der Normannenzeit und tragen ihren Stil. Rauh und wuchtig, wie eine Burg erscheinen sie heute noch. Die neueren Teile hatten weichere und künstlerischere Formen angenommen, die der englischen Gotik. —

Wir traten in die Räume, große und weite Zimmer, deren Einrichtung den Geschmack des Briten zeigten. Die Wände waren noch teilweise nach alter Art mit Holz getäfelte. Die Festräume wiesen wunderfeine Schnitzereien auf. Wenn man auch allem ansehen konnte, daß von Anfang an die Bewohner des Castles nicht unter Geldmangel gelitten hatten, so war doch alles in vornehmer Einfachheit gehalten. Nirgends sah man das Pomphafte und Kalte, das so leicht Schlössern eigen ist. Doch was war das alles gegen den Raum, in dem wir unseren Lunch einnahmen! Ein niedriges, großes Zimmer mit dunkler Eichentäfelung an den Wänden spann seinen geschichtlichen Zauber um uns. Und da hingen alte Meister, Kostbarkeiten von der Hand eines Rembrandt und Gainsborough. Geist und Werk längst vergangener Jahrhunderte sprachen zu uns in einer Unmittelbarkeit, als wäre die Gegenwart ausgelöscht. Kühl war dieser Raum und ruhig. In ihm hatte sich seit langer Zeit nichts mehr geändert, er hatte Generationen kommen und gehen sehen. — Und vielleicht haben wir alle, als wir in diesem Raum weilten, etwas vom englischen Konservatismus verstanden.

Westminster Abbey.

Sonntag morgen. Ueberall läuten die Glocken, gehen die Menschen in dunkler Kleidung zur Kirche. Wohl nirgends wo anders, außer in katholischen Ländern, weiht der Mensch noch so ernst den Sonntag dem Kirchgang wie in England. Westminster, die bedeutendste Kirche Londons, ladet zur Andacht. Die Menschen strömen hinein, wie wir es in Deutschland bei einer Ausstellung zu sehen gewohnt sind. Wir treten in die Kirche. Eine kühle, gebietende Stille schlägt uns entgegen, wie wir sie auch von den deutschen Domen kennen. Lang dehnt sich das Schiff vor unseren Blicken. Hoch strecken sich die Pfeiler in jenem himmelaufstrebenden Linien Schwung, wie er zum Wesen der Gotik gehört. Hat man die erste Scheu überwunden, so daß man sich wieder mit der natürlichen Neugier des fremden Besuchers zu bewegen vermag, dann wird einem langsam klar, daß unter diesem ehrwürdigen Dach mehrere Funktionen vereinigt sind. Die Räume sind teils Gotteshaus, teils Museum des nationalen Ruhmes, teils Ehrengruft. In dem Flügel, der Poet's Corner genannt wird, sind großen und auch kleineren Schriftstellern Standbilder und Inschriften gewidmet. Sie drängen sich in einer Fülle, daß man Mühe hat, das zu finden, was man sucht. Man kann auch nicht sagen, daß Stilfragen hier immer eine glückliche Lösung gefunden haben. Chancer, der Vater der englischen Poesie, und Dickens liegen hier begraben. Im nördlichen Kreuzschiff befinden sich die Erinnerungs-Standbilder für die großen Staatsmänner von Pitt bis Gladstone. Letzterer hat hier seine Gruft. In der Nähe findet man die Grabsteine der großen Naturforscher Newton und Darwin. Westminster Abbey ist vor allem eine fürstliche Grabstätte. Edward the Confessor, gestorben 1066, ruht hier in einer besonderen Kapelle. Die Königin Elisabeth und Maria Stuart, die einander im Leben nicht Raum gönnten, sind hier im Tode unter einem Dach vereint. Die Kapelle von Edward the Confessor ist die bedeutendste Stätte in der Geschichte des englischen Königtums. Hier spielt sich noch heute die Krönungsfeierlichkeit ab, das Staatsschwert wird hier aufbewahrt. Im großen Hauptschiff hat die jüngste Geschichte ihr Symbol gefunden. Hier ist „Das Grabmal

des unbekanntem Soldaten". Geheimnisvoll fällt das Licht aus den hohen Fenstern auf die Grabplatte und leuchtet verführend auf die Letzern der Inschrift. Als Deutscher empfindet man die granenvolle Schwere des Irrtums, der in den Schlussworten liegt: er gab sein Leben „für die heilige Sache der Gerechtigkeit und für die Freiheit der Welt“. Leise kommen und gehen die Menschen, draußen aber braust das Leben der Großstadt.

Das Fest von Lehnin.

Am Montag, den 8. September, weilte die ganze Schule in Lehnin, wo die Stadt das 750jährige Jubiläum der Klostergründung feierte. Die Schule fuhr am Vormittag im Sonderzuge bis Nahmitz und versammelte sich dann im Heidehaus. Herr Direktor Prof. Dr. Kappus begrüßte hier die erschienenen Eltern und Gäste. Er wies darauf hin, daß die Schule sich nicht aus bloßem Vergnügen zu der Fahrt entschlossen habe, sondern weil sie damit zugleich ausdrücken möchte, daß sie als Bewohnerin des Heidehauses auch teilnehmen wolle am Leben und der Geschichte des märkischen Landstriches, dem unser Heidehaus angehöre.

Der Nachmittag wurde in Lehnin zugebracht. Die ganze Stadt stand im Banne der Festtage. Die Jubiläumszahl und sonstiger Festschmuck prangten in den mannigfaltigsten Ausdrucksmitteln an allen Häusern. Wir waren vor allem begierig, den historischen Festzug und das Festspiel zu sehen. Der Festzug versinnbildlichte Hauptstationen aus der Geschichte Lehnins. Die Einwohner der Stadt hatten sich in schönem Gemeinschaftsinn um die Darstellung bemüht. In zeitlichen Kostümen schritten, ritten und fuhren sie würdig einher als fromme Mönche, wilde Slaven, gefährliche Raubritter, vornehme Fürstlichkeiten und bunte Zunftscharen. Hier winkte man von der gemütlichen Postkutsche der „guten alten Zeiten“ herunter, dort führte man wohl den Stufengang des Feuerlöschwesens vor, soweit es freiwillige Hilfe der Gemeinschaft ist. Das Ganze war eine wirksame Geschichtsstunde. Das Festspiel wurde von der U I r g unserer Schule aufgeführt im Rahmen der öffentlichen Veranstaltungen der Stadt. Herr Dr. Köhler hatte es gedichtet. Im schönen Klostergarten hatte sich Raum zu einer Freilichtbühne gefunden, und schon seit Sonnabend spielten unsere Primaner am Vormittag und Nachmittag vor Groß und Klein von Lehnin und der ganzen Umgebung. Das Stück bestand aus einer Szenenfolge geschichtlicher Vorgänge aus dem Leben des Klosters und der Stadt. Es war eine Freude, die bunten Bilder des Spieles zu sehen: Mönche, Bürger, Ratsherren, Kurfürsten. Und indem hier Vergangenheit lebhaft sichtbar wurde und fernes Geschehen wieder scharfe Gestalt gewann, zwang das Spiel die Zuhörerschaft in seinen Bann. Es belebte Erinnerungen, machte Verblaßtes bedeutsam, und uralte Bäume rauschten ihr Lied dazu. Das war ein Volksstück, und herzlicher Beifall dankte Dichter und Spielern.

Ergebnisse des Tenniswettkampfes 1930.

Gruppe A (Oberstufe)

Fortgeschrittene.

Einzelspiel:

1. Sieger: Hans-Ludwig Krüger (Dranien)
2. Sieger: Ernst Siegbert Proske (Zollern)
3. Sieger: Hans Wegener (Zollern)
3. Sieger: Karl-Heinrich Graf von Rittberg (Wettin)

Doppelspiel:

1. Sieger: Hans-Ludwig Krüger (Dranien)
Hans Wegener (Zollern)
2. Sieger: Ernst Siegbert Proske (Zollern)
Barnim von Ramin (Zollern)
3. Sieger: Hans Blasberg (Askanien)
Bodo Sponholz (Askanien)
3. Sieger: Helmut Scherz (Askanien)
Horst Gerard (Wettin)

Anfänger.

Einzelspiel:

1. Sieger: Ernst-Friedrich Ferno (Askanien)
2. Sieger: Hans Joachim Graf von Kleist (Burgund)
3. Sieger: Hans Peter Ase Lallemand (Zollern)
3. Sieger: Ernst-Uchim Momber (Staufen)
3. Sieger: Karl-Wilhelm von Kleist (Burgund)

Doppelspiel:

1. Sieger: Hans Ulrich Braun von Strum (Zähringen)
Max von Knobelsdorf (Zähringen)
2. Sieger: Hans Peter Ase Lallemand (Zollern)
Hans Rudolf Bohrich (Zollern)
3. Sieger: Reinhold von Winterfeld (Staufen)
Otto Wilhelm Bartels (Staufen)
3. Sieger: Georg Dietloff von Arnim (Burgund)
Hans Joachim Graf von Kleist (Burgund)

Gruppe B (Mitelstufe)

Einzelspiel:

1. Sieger: Heye Straatmann (Staufen)
2. Sieger: Hubert Lürcke (Staufen)
3. Sieger: Wilhelm Lemke (Askanien)
3. Sieger: Hans-Hubert Lehr (Burgund)
3. Sieger: Hans-Joachim Rothe (Wittelsbach)

Doppelspiel:

1. Sieger: Hubert Lürcke (Staufen)
Hans-Friedrich Becker (Askanien)
2. Sieger: Heye Straatmann (Staufen)
Kalf-Carlfried Wendt (Zähringen).



Die alten Kameraden



Dieter Mücke, Schöneiche, Post Wohlau, (Burgund 1920—27) bestand an der Forstakademie München das forstliche Vorexamen.

Joachim-Christopher von Hennigs, Buggow bei Anklam, (Dranien 1926—29) hat sich verlobt mit Baronessse Karin-Elisabeth von Albedyll, Tochter des General-Majors a. D. von Albedyll auf Krakow bei Bergen (Rügen).

Christian Friedrich, Nieder-Kengersdorf, (Babenberg 1911—14) zeigt seine Verlobung an mit Frau Charlotte Siegert, Tochter des Sanitätsrats Dr. Richard Saenisch.

Curt von Winterfeldt, Hongkong 12 Pedderstreet, (Babenberg 1914—21) hat sich verlobt mit Fräulein Anna Petersen, Tochter des Obersten a. D. Hans Petersen auf Schloß Rehniß.

Ernst von Blumenstein, Duisburg, Düsseldorfer Straße 88, (Burgund 1918 bis 1921) hat sich vermählt mit Marianne von Blumenstein, geb. Weiland.

Regierungsbaumeister Theodor Leichen (Babenberg 1911—14) und Frau Martha, geb. Heilingötter, wohnhaft zu Köln-Lindenthal, zeigen die Geburt ihres Sohnes Karl Theodor an.



Mitteilungen



Am 19. August starb Herr Max Wimmer, Konsul in Lissabon, Vater unseres Schülers Hans W., Haus Staufeu.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 7/8 10. Jahrg. Okt./Nov. 1930

Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35224 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter)
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Hauselternwechsel in „Zähringen“

Am 1. Oktober trat ein Wechsel in der Leitung des Hauses Zähringen ein. Herr Pfarrer Pflaß erhielt seitens der Kirche die Berufung in das Amt eines Kreisjugendpfarrers, dem er sich trotz seiner starken Verbundenheit mit seinen Dahlemer Zöglingen und der Stiftung, der er in früheren Zeiten schon zweimal als Adjunkt angehört hatte, nicht entziehen zu dürfen glaubte. Ihn und seine verehrte Gattin haben wir traurigen Herzens ziehen lassen, aber wir sind gewiß, daß sie uns innerlich lebenslang zugehören werden, wie wir ihnen. Die neuen Hauseltern sind Herr Studienrat Rasmus und seine Gattin. Wir heißen sie aufs herzlichste willkommen und wünschen ihnen, daß sie in ihrem schweren Amt die volle Befriedigung finden möchten, die uns Hauseltern erwächst, wenn unsere Pflegeöhne sich bei uns treu geborgen fühlen und sie sich uns vertrauend anschließen. Darauf allein beruht ja jede tiefere erzieherische Autorität und damit die Fruchtbarkeit unserer Arbeit.

Kurator Richter.

Zwischen Herbst und Weihnachten.

Daß Kleider Leute machen, daß sie teuerstes Organum der Eitelkeit in mehr als einem Wortsinne sein können, weiß jeder. Aber daß sie für junge Menschen so etwas wie eine Aufgabe bedeuten, die von ihnen ernst genommen wird und manche verborgene Not bereitet, liegt nicht immer oberflächlich zutage. Kleider reichen hier über den Nutz-, Schönheits- und Eitelkeitswert hinaus. Sie sind Probiergehäuse dafür, wieweit man schon hineingewachsen ist in den Lebensstil der Großen. Als Gradmesser für das eigene Gefühl von Erwachsensein, für das sonderbare Streben in der jungen Seele, sich an der Welt der „Großen“ auszurichten und sich ihr angenähert zu wissen, sind sie ein Moment der Selbstberuhigung. Hier kann man es sich wirklich einmal „an den Knöpfen abzählen“, am Fluß der Bügelfalte und am ganzen Zuschnitt ablesen, wie weit man es schon gebracht hat, hier liegt ein sichtbarer Regulator vor für den Pegelstand der Selbsteinschätzung. Zwielfach können dabei Kleider von der Jugend getragen werden: als Protest oder als Anspruch. So sind denn die ersten Sonntage nach den Herbstferien, wo Kleidung schon rein jahreszeitmäßig so wichtig wird, ganz eigenartig geladen.

Sonderbar schreiten sie einher — vom Tertianer aufwärts — in den neuen Mänteln und den neuen Anzügen. Es ist wie ein heimlicher Demonstrationszug, gerichtet auf eine Vorstellung, deren äußerer Symbole man glaubt sich bemächtigt zu haben. Hüte werden mit einer Scheuheit in den Vorgang des Grüßens gerückt, wie wenn sie zerbrechlich wären. Den Knoten des Schlusses gestaltet eine Hingebung, als verkörpere er das Absolute. Um feinetwillen riskiert man wohl selbst die Gefahr, am Sonntagmorgen zum Kaffee zu spät zu kommen.

Während dieses ewige Generationspiel im Menschlichen sich vollzieht, fallen unaufhörlich von den Bäumen die Blätter. Wo Birken im Park herrschen, flattert es bei jedem Schritt um die Füße, wo Platanen und Ahorn stehen, raschelt es tönend. Die letzten Fährlein halten noch eine Zeit die Weiden hoch, dann sind alle sommerlichen Schleier zwischen den neuen Häusern fortgezogen. Nachbarlicher ist nun ein Haus an das andere gerückt. Wie in neuer Massigkeit sind sie zwischen den Stämmen mit einemmal herausgewachsen und verkünden so mit stummer Gebärde: Jetzt beginnt unsere Zeit, hinter unsere Mauern zieht sich nunmehr euer Leben zurück. — Auf dem Tennisplatz tanzen bei Windstößen die Blätter dahin über die letzten Reste der ehemaligen Feldlinien. Kein Besen stört sie mehr. Die Wege sind menschenreich nur noch zu den eigentlichen Verkehrszeiten. Nur vom Spielplatz schallt es kräftig herüber in den immer schmäler werdenden Stunden der natürlichen Helligkeit. Doch nach vier Uhr ist auch nichts mehr recht los. Die Dämmerung kommt, und in den Häusern sammelt sich alles „um des Lichts gesellige Flamme.“

Bemerkenswert nun, wie das Licht Wünsche und Interessen für Geistiges gebiert. Die Arbeitsstunde verliert den Charakter einer Unannehmlichkeit und geht über in das Freundlich-Selbstverständliche. Schulaufgaben werden nicht mehr als Freiheitsberaubung empfunden. Mit einigem Erstaunen beobachtet selbst der Skeptiker in Schulangelegenheiten an sich, wie er zu arbeiten beginnt. Man wird so seßhaft, so schulernst, man wird

sich manchmal selber ungemütlich. Aber gelegentliche Rückfälle in die Sommerhaltung befriedigen nicht mehr. Man ist dem Geiste verfallen. Rätselhaft doch, wie die Dunkelheit draußen und das künstliche Licht drinnen den Menschen im Winter verändern können. Oder ist etwa die List der Natur hier im Spiele, daß sie aus Gründen, die sich unsere Schulweisheit nicht träumen läßt, bei der Jugend das Wachstum im Geiste sich für den Winter aufspart? — Doch vielleicht gehört dies alles zu jenen Geheimnissen, nach denen man nicht weiter fragen darf, wenn man sie nicht in ihrer segensreichen Wirkung stören will.

B. W.

Aus dem Leben unseres Rudervereins.

Vom Rudern.

Heinz Radon O.Irg.

Es gibt nichts Schöneres, als in gemeinsamer Arbeit ein gemeinsames Ziel anzustreben. Wohl kaum ein Sport fordert mehr Gemeinsamkeit, als gerade das Rudern. Wir beugen uns frei der Gesamtheit, der Mannschaft, wir vereinigen uns zu einer einzigen Kraft, die uns dann durch deutsche Lande führt.

Was könnte einen deutschen Jungen reiner beglücken, als mit seinen Kameraden zusammen auf den Flüssen und Seen unseres Vaterlandes dahinzufahren — die Sonne auf dem Rücken, den Wind in den Haaren — und im Herzen die erlösende, erhabene Weite der deutschen Landschaft? — „Der Deutsche ist ein Wassermann“, sagte einst E. M. Arndt.

Ein echter Ruderer läßt sich von Wind und Wellen nicht verschrecken, er troßt ihnen. Noch in der Mitte des frostigen Oktobers 1930 zeugte eine kleine Zeltstadt an der Oder von dem Rudergeist, der die Arndter besetzt.

Und doppelt dankbar empfindet ein Ruderer nach verregneten Tagen jedes Stückchen blauen Himmels: er erlebt wieder den Sinn des Wetterwechsels. Er erwirbt sich eine Fülle lebendig geschauter Dinge und Menschen: Schleusen, Häfen, die Flußschiffahrt — die alten gemütlichen Seebären und die jungen Hitzköpfe, die mit ihren Barkassen stolz durch die Häfen sausen.

Wie also sollten wir unser Vaterland schöner kennenlernen, als durch frisches, freies Rudern? Niemals wieder bietet sich so die Gelegenheit zu wandern, als in den letzten Schuljahren, und niemals wieder sind unsere jungen Seelen so aufnahmefähig für all das Schöne unserer deutschen Heimat wie in den Jahren von Unersekunda bis Prima! Wer auf sein Vaterland stolz sein will, der muß seine weiten Räume mit eigener Kraft durchmessen und mit allen Sinnen aufgenommen haben.

Fahrt hinaus und sucht in den Gastbüchern der Rudervereine nach unserer Arndt-Flagge: an Rhein, Elbe, Oder — selbst an der Ostsee werdet ihr sie finden! Und die, die nach uns kommen, mögen dort unter unsere Namen die ihrigen setzen — das ist gute Nachfolge.

Kastenundern.

Ja, was ist denn ein „Kasten“? Als Ruder-„Kasten“ wird die gesamte Ruderanlage bezeichnet, die es uns ermöglicht die Ruderbewegungen auszuführen, ohne daß

sich das Boot oder genauer der Kasten bewegt, der die rohe Nachbildung eines Bootes ist. Der Trainer kann sie von allen Seiten umschreiten, damit er den einzelnen Ruderer genau zu beobachten vermag. Es gibt Kästen, die direkt im Wasser hängen. Für den Winter hat man sogenannte Hallenkästen, die also von einem Wasserbassin umgeben sind. Das Blatt des Ruders — der Riemen — besteht aus einem Drahtnetz, das so dem Wasser keinen Widerstand bietet. Im Kasten sitzen meist vier Mann, eine Vierermannschaft.

Solch ein Kasten ist nun die Grundlage für die Ausbildung des jungen Ruderers. Hier lernt er nach und nach die Bewegungen, das Beherrschen der eignen Kräfte und die genaue Zusammenarbeit mit der Mannschaft — und hier bekommt er die so wichtigen Bauchmuskeln. —

„Eins rein! — Zwei rein! — Drei rein, vier rein!“ kommandiert der Ruderwart, und vorsichtig, als stiegen sie in das schwankende Boot, steigen alle vier nacheinander in den Kasten. — — — „Fertigmachen!“ Die Stembretter werden eingestellt — Stemmriemen (Fußriemen) geschnallt — aufgerichtet — Riemen (die Ruder) in die Hand. „Achtung!!“ — „Grundstellung!! Kreuz hohl!, naaa — — noch ein Stückchen Nummer 3 — — soooo ist's gut!“ Der Ruderwart kommandiert nun, und in sechs Zeiten wird die Bewegung ausgeführt. „Ei — — u — — sag!!“ Vorgehen und Eintauchen der Blätter. — „Zwei!!!“ Aufrichten, Kreuz hohl — Schultern zurück — Kopf in den Nacken. — „Drei —.“ Beugen der Arme. — „Vier!!!“ Klappen die Hände auf die Knie. — „Fünf — sechs!!“ Vorstoßen der Hände und Aufrichten. — Und wie von einer Kraft bewegt machen alle vier die gleiche Bewegung, schürfen vier Riemen zugleich durch das schäumende Wasser. Man wird immer sicherer, es geht immer besser, und bald hat man die herrliche Bewegung fest in Geist und Körper.

Und dann, dann kommt der heißersehnte Tag, an dem man staunend durch die großen Bootshallen in Wannsee schreitet, ein Boot mit seinen Kameraden herunterwindet, zu Wasser bringt — und unter der Arndt-Flagge auf die weiten märkischen Seen hinausfährt und stolz unter den Brücken dahinflaut, während oben die Spaziergänger dem schmucken Boot nachschauen. — —

Stilrudern.

Gerhard Langenbeck, Hans Stausen.

„Also, morgen um 3 Uhr!“ sagte der Ruderwart beim Abschied.

Wiedereinmal hatten wir einen Nachmittags fürs Stilrudern in Wannsee trainiert. Dreimal in der Woche mußten die vier besten Ruderer aus dem Nachwuchs unseres Vereins hinaus auf das Wasser, um mit dem Ruderwart oder Trainer zu üben.

Es kommt beim Stilrudern nicht auf das schnelle Fahren an, sondern auf die saubere Gesamtarbeit der Mannschaft. Das gleichzeitige Vorgehen, Eintauchen, Abhebeln, Aufdrehen und Aufrichten, überhaupt die ganze Körper- und Wasserarbeit muß erst tüchtig und wochenlang geübt werden, ehe es einigermaßen den sogenannten „Stil“ ergibt. So ein Trainingsnachmittag ist daher auch ziemlich anstrengend. Man muß die ganze Strecke vom Ziel bis zum Start und zurück, wobei nur kurze und wenige Pausen

gemacht werden, „auf Stil“ rudern. — Hier erlebt man so richtig die Wahrheit des Wortes der Alten: „Vor den Preis haben die Götter den Schweiß gesetzt.“

Ein herrlicher Sonntagmorgen ist angebrochen. Heute ist Stilrudern. Heute kann man zeigen, was man in wochenlangem Training/geschafft hat. 36 Schulen kämpfen gegeneinander. Wird unser Boot unter den besten sein? Zweifel und Hoffnung streiten in der Brust eines jeden Ruderers, der heute die Flagge seiner Schule verteidigen und zum Sieg rudern will. Kritisch werden die Boote beobachtet, die an einem vorbeifahren. Manche versuchen sich noch schnell und aufgeregt den letzten Schliff zu geben und fahren „auf Stil“ zum Startplatz. Andere machen es wie wir und rudern ganz lässig, um so viel Kraft wie möglich für den Kampf zu sparen, denn es ist eine lange Strecke vom Start bis zum Ziel.

Am Startplatz. Lustige Worte fliegen von Boot zu Boot über das Wasser. Wir haben noch viel Zeit und legen uns in unserer „Kiste“ lang hin, so gut das geht, immer mit dem Kopf auf den Knien des Vordermanns, sonnen uns und frühstücken. Wir sind alle guter Laune und recht zuversichtlich. Es ist doch ein knorkiges Gefühl, in der Auswahlmannschaft des Vereins dabei zu sein.

Die Zeit vergeht schnell. Wir fahren langsam zum Start vor. Gleich sind wir dran. Alle zwei Minuten fährt ein Boot. Die drei Schiedsrichter sind diesmal am Lande so verteilt, daß sie jedes Boot von vorn, von der Seite und von hinten beobachten können. Man hört die letzten leise mahnenden Ratschläge des Steuermanns. Die zwei Minuten gehen und gehen nicht vorüber. Ist es denn noch nicht so weit? Man wird aufgeregt. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt. —

Endlich das Kommando des Startes: „Fertigmachen — fertig — los!“ Wir reißen uns zusammen. Kuuh—hig. Schneller aufrichten. Kreuz hohl. Schultern zurück. „Achtung, erster Schiedsrichter!“ zischelt der Steuermann. Spannung. Kuuh—hig. Achtung, der zweite. — Auch vorbei. Noch fünf Minuten. Es wird schon etwas anstrengend. Der dritte Schiedsrichter. Verdammst. Nicht nachlassen. Zusammenreißen. Das Letzte hergeben. Kuuuuhh—hig. „Achtung — halt!“ Wir sind am Ziel. — Haben wir's geschafft?

Eine Nacht im Zelt.

Ernst = Achim M o m b e r, Hans Stausen.

„Hallo, Heinz, wie weit fahren wir heute, bis Fürstenwalde?“ „Noch viel weiter!“ „Wo übernachten wir?“ „Mal sehn, oder wollen wir mal diese Nacht im Zelt schlafen?“ „Au ja!“ „Fabelhaft, is ja groß!“ „Du Fürstenwalde warten wir also und kaufen noch Spiritus, Butter und Brot.“ Hinter Fürstenwalde bleiben wir zusammen. „Wo wir Heu oder Stroh finden, zelten wir!“ Nun fliegen von Boot zu Boot scherzhafte Bemerkungen über die kommende Nacht. „Frige, nimm, Dich in acht, daß Du nicht aus dem Zelt geklaut wirst!“ „Hab' keine Bange, einem 'echten Stromschiffer' kann nichts passieren.“ Fortwährend beobachten wir das Ufer. Einer sieht in einem Grasbüschel schon einen Heuhaufen, aber seine Aufmerksamkeit wird mit Umdank gelohnt: „Mensch, seß' Dir 'ne Brille auf, der hält alles Laub für einen Heuhaufen.“ Jetzt geht die Sonne unter; noch einmal leuchtet der herbliche Wald in

seiner ganzen Pracht auf. Uns begegnen Paddler: „Hallo, treffen wir hier auf Heuhaufen?“ „Nein, wir haben keine gesehen!“ Kurz entschlossen fahren wir in die nächste Bucht. Wie wir gerade unsere Boote auspacken, kommt ein Bauer mit seinem Wagen vorbei. Auf unsere Frage, ob wir wohl von ihm ein bißchen Heu oder Stroh bekommen könnten, antwortet er: „Dort hinten am Waldbrande, wo der Schornstein raucht; gehu Sie mal dort hin und sagen Sie, der Bauer hätte Ihnen erlaubt, Stroh zu holen!“ Vier Mann zogen mit einer großen Zeltbahn los. Als sie schwer beladen zum Lager zurückkamen, wehte ihnen lieblicher Duft entgegen. „Na, Hatto, was kochst Du denn da Schönes?“ „Wartet man noch; verteilt das Stroh und legt die Zeltbahnen darüber; erst wird alles verstaunt, und dann wird gegessen.“ Wir zogen die Boote aufs Trockene, mit sehnsüchtigen Blicken auf den dampfenden Kochtopf. „Darf ich die Herrn zu Tisch bitten!“ rief der Reisekoch. Jeder stürzte mit Leller und Löffel bewaffnet zum Kochtopf und zog sich dann in sein Zelt zurück. „Donnerwetter, hab ich mir den Mund verbrannt, aber trotzdem, Hatto, is nich schlecht, diese Fleischbrühe!“ Man hört nur Geschirrgelappere. Jetzt ging es an Butter und Brot. „Achim, schmeiß mir mal Deinen Speck rüber!“ „Gerne, und Du gibst mir Butter.“ Wir lebten immer in Gütergemeinschaft.

Nach dem Abendbrot machten wir noch einen kleinen „Verdauungsbummel“. Das Lager sah von weitem wunderbar aus. Die Pechfackel warf gespenstische Bewegungen auf den Sand. Wir gingen früh schlafen. Jeder rüstete sich für die Nacht mit Unterhosen, Wolljacken, Mänteln und Decken. Kaum konnte man sich bewegen. „Was hast Du alles an, hast wohl Angst, daß eine Kälterwelle kommt; vergiß die Wärmflasche nicht.“ Nun ging es in die Zelte. Wir wickelten uns in die Decken — es war ja Oktober! —, dann wurde das Gepäck an das Fußende gestellt und das Zelt von außen zugemacht. „Gute Nacht, allerseits!“ — „Ach, ich schwitze ja so; ich glaube, ich habe zuviel an!“ — „Bleib endlich ruhig liegen und halt Deinen Mund, wirst schon früh genug frieren.“ Wir schliefen alle bald fest. Die Nacht verlief ruhig.

Morgens, um 5.30 Uhr, weckte uns die Sonne. „Guten Morgen, na, gut geschlafen? Hat einer gefroren?“ „Ach was, das war fabelhaft, besser schläft man im schönsten Bett auch nicht!“ Wir pellten uns aus und machten einen kleinen Dauerlauf, währenddessen braute Hatto Tee. Als wir nach dem Frühstück die Boote zu Wasser ließen, war Eis darin. „Seht Ihr,“ sagt Friße, „einem echten Stromschiffer kann nichts passieren, und wenn auch eine Kälterwelle kommt.“ Schnell wurden die Rähne bepackt, einige brachten indessen das Stroh zurück. Vor der Abfahrt wurde der Tagesplan entworfen; dann ging es mit neuer Kraft und frischem Mut auf nach Frankfurt an der Oder.

Der Rudernachmittag.

Von * * *

Er ist einmal wöchentlich und beginnt eigentlich mit dem liebevoll gehegten Paßen Schnitten, um dessen Zustandekommen man sich gleich nach dem Mittagessen sehr besorgt zeigt. Denn so wahr es ist, daß Wasser naß macht, so wahr ist auch dies, daß es hungrig macht.

Am Rudernachmittag muß man um 3 Uhr am Bootshaus sein. Dieses „Muß“ ist überhaupt ein Generalwort des Ruderns. Man „kann“ eintreten in den Verein, in dieser Hinsicht ist man frei, aber hinter dieser Entscheidung wird man vom Müßsen an die Hand genommen, man hat es neben der Technik des Ruderns einfach mitzulernen. Es ist hier nicht von der Herrschucht erfunden oder vom eigensinnigen Willen der Führenden gesetzt, es gehört so notwendig zum Rudern wie z. B. das Boot selbst. Zu ihm drückt sich die Elementartatsache aus, daß keine gemeinsame Leistung entstehen kann ohne ein verbindendes Muß, das die Einzelwünsche köpft und beschneidet, wie es der Gärtner mit den Stämmchen einer Hecke tut, damit die Gesamtform entstehe. Der Wächter des Müßsens ist der aus der Mitte der Mitglieder von allen gewählte Rudewart, er ist die Achse, um die das fröhliche Treiben geordnet kreist. Er bestimmt die Mannschaftsverteilung für die Boote, die Rudertziele für den Nachmittag. Er gibt wiederum die Einzelverantwortung an den von ihm bestimmten Obmann eines jeden Bootes ab, der ihm dann für die Erfüllung seiner Anordnungen haftet. So ist das Vergnügen des Ruderns eingespannt zwischen Pflichten. Und wo sie in das Gefühl der Ehre mit aufgenommen werden, die in der Flagge ihr stummes Dienstsymbol hat, da ist Rudern Selbsterziehung, ein Spiegel der Lebensgestaltung.

Aber dies alles mischt sich zu den zahllosen Freuden nur so, wie die Würze zu den Speisen. Schön ist es, wenn die Sonne auf die Rücken brennt und die Arme und Schenkel braun und brauner färbt, wenn die frische Luft um die Körper weht wie ein reiner Hauch aus dem All, wenn die blauschimmernde Ferne rätselhaft lockt und der Weg zu ihr immer etwas den Reiz des Abenteuers hat, wenn der Sturm kommt, der Regen peitscht und die Wellen aus dem Herzen den Mut fordern und aus den Muskeln und Sehnen die Kraft. Schön ist es, wieder eingereiht zu sein in den Reigen der Natur.

Zuletzt steht am Abend wieder die Nüchternheit des Dienstes, das Auswaschen der Boote, das vorschriftsmäßige Verstaunen der Dinge und jene handfeste Empfindung, gelockert, aufgeschüttelt und geweitet zu sein.

Sportabzeichen.

Außer den in der Nummer 4/5 (Oktober-November 1929) der „Dahlemer Blätter“ bereits Genannten haben im Laufe dieses Sommers die folgenden Heimler „Sportabzeichen“ erworben:

Das „Deutsche Turn- und Sportabzeichen für Männer“ verliehen von dem Reichsausschuß für Leibesübungen, erhielten:

- | | |
|--|------------------------------|
| 1. Barnim von Ramin, Zollern; | 2. Hans Wegener, Zollern; |
| 3. Günter Hoffmann, Wittelsbach; | 4. Isa Niezold, Wittelsbach; |
| 5. Hans Schallehn, Zähringen (zum zweitenmal). | |

Das „Reichs-Jugend-Sportabzeichen“ erwarben:

- | | |
|---------------------------------|--|
| 1. Hans Becker, Askanien; | 4. Klaus Prigel, Dranien; |
| 2. Hartmut Meng, Wittelsbach; | 5. Hans-Joachim Richnow, Burgund; |
| 3. Sieke Middeldorf, Zähringen; | 6. Wolff-Hubertus Schlabitz, Dranien (1929). |



Monatschronik



4. 11. Im Rahmen der allg. Werbeweche gab die Schülergruppe Arndt-Gymnasium des V.D.A. am 4. November einen Festabend. Schule und Schüler fühlten sich mit den Fragen der Erhaltung deutschen Volkstums im Ausland besonders eng verbunden in der Erkenntnis, daß nur dort, wo Schule und Erziehung deutsch sind, die Zukunft deutschen Volkstums gesichert erscheint. Der Abend wollte den Gedanken der Notwendigkeit einer Hilfe für die Auslandsdeutschen wachhalten. Freundlicherweise stellten sich namhafte Künstler in den Dienst der Sache. Frau E. Kolbe-Dobrowolny bot mit ihren Klavier-vorträgen, Herr Mag Schulz-Fürstenberg mit seinen Cello-darbietungen Hervorragendes. Herr Staatssekretär a. D. Korodi sprach über das Thema: „Der Auslandsdeutsche in der Dichtung“ und las aus Werken volksdeutscher Dichter des Auslandes vor.



Die alten Kameraden



Eberhard Graf von Dürkheim (Burgund 1919—26) hat die juristische Referendarprüfung bestanden. —
 Joachim Marsch (Oranien 1919—23) hat am 28. 10. die große Forstliche Staatsprüfung bestanden und ist zum Forstassessor ernannt worden.
 Dr. Ed. Schmidt-Ditt (Zollern 1908—12) hat sich verlobt mit Fräulein Clarita Wolff.



Mitteilungen



Ein alter Kamerad, Dietrich von Koeder (Staufen 1911—1918), der unsern Lesern auch durch seine lebendigen Schilderungen afrikanischen Lebens bekannt ist (Nr. 6, 1929 und 1/2, 1930), bittet uns, folgendes mitzuteilen. v. K. besitzt eine Kaffee-, Tee- und Chinin-Plantage in Rutenganio in Deutsch-Ostafrika. Da sein bisheriger Teilhaber sich selbständig gemacht hat, sucht er einen neuen Teilhaber und würde als solchen am liebsten einen ehemaligen Heimler nehmen. v. K. wird sich im November und Dezember in Deutschland aufhalten und unter der Anschrift Gg. Krupp, Hügel bei Essen a. d. Ruhr, zu erreichen sein.

Voranzeige: Für das „Winterfest“ des Rudervereins am N. S. ist Sonnabend, der 24. Januar 1931, in Aussicht genommen.



Dahlemer Blätter

Weihnachts-Nummer

Nr. 9/10

10. Jahrg. Dez./Jan. 1930/31

Als Handschrift gedruckt.
 Postcheckkonto: Berlin NW7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
 Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem

Weihnachten

Von Egloff von Lippelskirch, Haus Zollern

Ein helles, liches Empfinden im Herzen ist das erste, das an Weihnachten mahnt, wenn die erste Schneeflocke auf halbnaßer Erde zergeht. Wenn aber matter und matter das Sonnenlicht die schlaftrunkenen Augen des Morgens aufweckt, wenn gegen Abend die Lampe am Schreibtisch immer früher ihr heimisches Licht ausstrahlt, dann wird das feine Klingeln der Seele stärker und stärker, voll aufsteigender Erinnerungen, voll Erwartung und Sehnsucht auf jene Festtage, wo die Sonne so tief steht und die Herzen so hoch schlagen.

So wird es Weihnacht. Leise senkt sich weiches Dämmern über die Erde. Des Nordens hehrste Stunde ist angebrochen. Durch die Dämmerung, unter der Dorf und Wald und Feld gebettet liegen, schwingt der Klang der Glocken. Die Löhne kommen daher wie abgelöst von Ort und Stunde, als wäre nicht irgendwo ein Kirchendach ihr Ausgang, als hingen sie im Weltraum, so wehen sie durch die abendliche Dunkelheit und überlassen es dem Hörer, sie mit Sinn und Bedeutung zu erfüllen. Das Wissen um den Anbruch der heiligen Nacht macht uns Menschen so voll Erwartung, gibt ein Ausruhen von einem Jahre der Hast und Unruhe, gibt — und sei es nur für Stunden — ein Vergessen von dem, was Sorge und Mißmut in uns angerichtet haben.

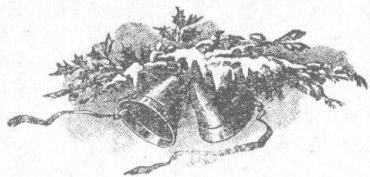
Weihnachtsglocken rufen. Der Schnee knirscht unter dem Gehen zur Kirche über eigenen Boden der Heimat. Feldstein auf Feldstein gefügt, ragt die Kirche heute noch wichtiger und trotziger als sonst gegen den sternenstrahlenden Himmel. Sie war schon durch viele Jahrhunderte Sinnbild der Dauer und der Beharrung, während ringsherum

alles in Wesen und Ausdruck sich änderte. Sie gibt uns inneren Halt, weist uns in die lange Kette von Geschlechtern und spannt das Bewußtsein unseres Handelns in das große Geschehen unseres Volkes.

Vor dem Altar steht der brennende Weihnachtsbaum und strahlt Festesfreude, die mit dem Einsetzen der Orgel in den andachtsvollen Menschenherzen zu „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ wird. In dieser Stunde, wenn der Pfarrer die Weihnachtsgeschichte verliest, wird die Geburt des kleinen Kindes vor fast zweitausend Jahren in einem Städtchen des Südens jedesmal aufs neue ein Ereignis der christlichen Völker. Sie tragen alle ihren eigenen Christus mit sich und haben seit fast zwei Jahrtausenden ihre Geschichte in kostbaren Teilen ihres Verlaufs von dem Ringen um dieses Bewußtsein genährt. Bei uns spannt sich der Zeitbogen aus den Pfalzen Karls des Großen bis in unsere Großstädte der Gegenwart. Höhe und Tiefe unseres nationalen Seins haben zu der Tatsache der Geburt des Heilandes mehr oder weniger innige Beziehung gehabt. In seinem Namen ist das Beste unserer Kultur gewachsen. So ist diese Stunde immer auch eine historische Feierstunde, nie ist uns das Ganze unserer geschichtlichen Vergangenheit näher als hier. Darüber hinaus aber ist auch sie unmittelbare Gegenwart, weil in der Weihnachtsnacht Gott selbst in uns lebendig wird.

Niedergebrannt sind die Kerzen am Weihnachtsbaum in der Kirche. Durch die Winternacht führt der Weg wieder nach Hause. Groß und klar und weit wölbt sich der Himmel droben, seine Sterne scheinen wie Lichter eines Weltbaumes.

Freude heißt die Weihnachtsbotschaft aus dem Munde des Engels, Freude soll heute sein. Und die Schritte auf dem Nachhauseweg werden schneller. Jetzt wollen wir von Mensch zu Mensch glücklich sein, denn das heißt Weihnachten feiern.



„Könklaş“

Von Hubert Türcke, Haus Staufen

Ich weiß nicht einmal, ob ich den Namen ganz richtig geschrieben habe, aber so liegt er mir den Lauten nach im Ohr. Er stammt wohl aus Mecklenburg, hängt mit dem 24. Dezember zusammen, und schon oft genug war ich dabei, wenn sich das abspielte, was wir „Könklaş“ nennen.

Es ist nach der Bescherung, so zwischen 8 und 9 Uhr. Plötzlich kommt das Mädchen und sagt meinem Vater, draußen warte jemand auf ihn. Das Mädchen macht dabei gewöhnlich so ein sonderbares Gesicht, es ist ein bißchen Heiterkeit und auch ein bißchen Gruseligkeit darin. Bald kommt der Vater wieder zurück, tut etwas geheimnisvoll und fordert uns auf, mit hinauszukommen. Auf der Diele stehen 6 bis 8 verummte Gestalten. Ihre Gesichter sind hinter Masken versteckt, ihre Kleidung ist höchst sonderbar.

Der Sprecher stellt den Weihnachtsmann dar, zwei andere wirken als Musikanten mit Ziehharmonika und einem selbstgebauten Instrument, das eine Art Geige ist. Die übrigen sind Ländler. Eine alte Melodie ertönt, wie man sie sonst wohl noch auf dem Erntefest oder beim „Striegelbier“ hört. Eigenartig sind auch die Tanzbewegungen dazu. Dann werden einige Weihnachtslieder gesungen. Zuletzt hält der Weihnachtsmann eine Ansprache, worin er der Herrschaft und dem Hause vom Himmel Gutes erbittet, unter Umständen auch persönliche Wünsche mit vorbringt. Diese Rede bereitet anscheinend immer die größte Aufregung, und man erfährt so „hintenherum“, wie schwierig es wieder war, sich über die Wahl des Sprechers einig zu werden. Denn es ist ja keine ganz leichte Sache, da auf der Diele so frisch von der Leber zu reden. Ebenso wichtig ist aber auch dies, daß der Sprecher immer ein besonderes Geschenk erhält: eine Zestigarre und eine große Wurst. Das wieder weckt Verlangen nach dem Amt, und so ist dem gewöhnlich das Verlangen nach der Wurst größer als die Angst vor der Rede.

Wenn der Hausherr den Spielern gedankt hat, geht alles in die Weihnachtsstube, wo eine Weihnachtsgabe für jeden „Könklaş-Darsteller“ bereitet wird. So allmählich errät man nun auch die Namen der Spieler. Manche nehmen die Masken ab, andere wünschen das Geheimnis nicht verraten zu wissen. Aber wenn sie nachher nach Hause gehen, so beginnt schon auf der Treppe die Kritik. So hörte ich sie letzte Weihnachten auf dem Heimwege sagen: „Det haft good moockt, Friz, annermoal moock icĥ det.“

Matrosen-Weihnacht in Schweden

Von Hans Wimmer, Haus Staufen

Am 25. Dezember gab der deutsche Generalkonsul in Göteborg einen Weihnachtsabend für die Seeleute der deutschen Schiffe, die im Hafen lagen. Die Etage, die als Pfarrbüro gedient hatte und jetzt als eine Art Klubraum verwendet wurde, diente auch dafür. In einem der großen Zugangsräume stand noch von einer Kinderbescherung her ein Tannenbaum. Hier türmten sich auch auf langen, weißgedeckten Tischen die Berge von Kuchen mit den Kaffeetassen in Reih und Glied, davor marschierten noch riesige Kaffeekannen auf. In einem Nebenzimmer wirkte die Gattin des Konsuls als Weihnachtsengel. Die Haufen der Strümpfe, Handschuhe und Obstladungen wandelten sich hier unter ihren Händen zu kleinen Paketchen mit dem unentbehrlichen Weihnachtsbändchen darum. Von Zeit zu Zeit glitt der Blick der Arbeitenden auf die Uhr, denn bald mußten die Gäste kommen. An einem Lichtbildapparat kämpfte der deutsche Pastor mit türkischen Schwierigkeiten, die in der Benutzung solcher technischen Kunstwerke liegen können.

Gegen 8 Uhr erschienen die ersten drei Gäste. Langsam legten sie ihre Mäntel ab und trafen zögernd mit der Verlegenheit in den Raum, die bei solchen Gelegenheiten immer stärker ist als die Neugierde. Bald kamen die anderen, und der Raum begann sich zu füllen mit Bootsmännern, Matrosen, Steuerleuten, Kapitänen, Heizern und Schiffsjungen. Bekannte begrüßten sich und begannen Unterhaltungen mit gedämpfter Stimme. Die Worte kamen lauter und lebhafter, wo in den Gesichtern plötzlich die Freude unerwarteten Wiedersehens aufleuchtete. Aber noch war der Bann der Befangenheit nicht gebrochen, wie es immer am Anfang eines solchen Beisammenseins zu sein pflegt.

Nach einigen kurzen Begrüßungsworten durch den Konsul nahm man die Plätze ein. Nun kam Leben in die Berge der Kuchen, Massen schmolzen dahin, wurden ergänzt und verschwanden wieder. Unglaubliches wurde geleistet, aber die sich immer neu füllenden Kuchenschüsseln behaupteten sich schließlich doch, auch jener lustige Heizer verlangsamte zuletzt sein Tempo, der seinen Doppelappetit damit rechtfertigte, daß er für seinen kranken Kameraden an Bord mitessen mußte.

Die Unterhaltung kam auf, das Behagen taute auch die Wortkargen auf, Scherzreden flogen die Reihen hinauf und hinunter, und der alle verbindende Zauber der Stunde begann zu wirken. Es stiegen die Lieder auf, ohne die es keine deutsche Weihnacht gibt, und nun kamen die Kehlen erst richtig in Gang. Ein Lied lockte das andere hervor. Volkslieder, wie sie in Schleswig-Holstein und auf den Inseln der Nordsee zu Hause sind, verkündeten in diesem Raum: Hier ist Deutschland.

Nachdem die Weihnachtsgaben verteilt worden waren, ließ der deutsche Pfarrer seine Lichtbilder laufen. Die Verdunkelung des Raumes gelang nicht vollkommen, aber was daran fehlte, das ersetzte der mächtige Labaksqualm, der in diesen Schwaden dahinzog. Die Bilder zeigten Häfen, Schiffe und Landschaften von einer Nordlandreise, und manch einer der Seeleute wußte aus eigenen Erlebnissen Einzelheiten hinzuzufügen.

Es wurde spät, ehe man daran denken wollte, Schluß zu machen. Der Generalkonsul dankte in einer kurzen Rede allen für ihr Erscheinen, er sprach vom deutschen Vaterlande und von der Gemeinsamkeit im deutschen Bewußtsein. Man sang das Deutschlandlied. Dann dankte der älteste Kapitän im Namen aller für die schönen Stunden der Gastfreundschaft. Ein langes Händeschütteln leitete den Aufbruch ein. Während sich der Raum leerte, hörte man von der stillen Straße den Seemannsschritt der Heimgehenden. Deutsche hatten in der Fremde ihr Weihnachtsfest gefeiert.



Weihnachtsausstellung

Wir meinen nicht die hinter großen Schaufenstern in großen Geschäftsräumen, wo es nur die Beziehung des Kaufens gibt, und wo die mahnenden Proteste der immer unzulänglichen Brieftasche das Begehren der Dinge in eine mehr oder weniger schmerzliche Enthaltensamkeit verwandeln. Wir denken an jenen Kasinoraum im Hause Burgund, wo kurz vor Weihnachten zu sehen ist, was in den letzten Wochen unter der Weihnachtsidee durch Knabenhände Gestalt gefunden hat. Hier sind alle Dinge einmalig und unverkäuflich, vom Spieltrieb und von der Schenkfreude geschaffen. Ob im dinglichen Umfange groß oder klein, in der Aufmachung werkemeisterlich vollendet oder anfängerhaft unfertig, so liegt doch um jeden Gegenstand die gleiche Kostbarkeit. Er zielt auf einen bestimmten Menschen, er atmet die Vorfreude gelungener Überraschung, auch in seine Mängel noch ist hineingeklebt, =gebrannt, =gehämmert, =geschmückt und =gepinselt das in der Phantasie vorweggenommene Beglücktsein über die Wirkung bei dem Empfänger.

Da sind unter den kleinen Werkleuten die mutigen Korbflechter, die da meinen, in magnis voluisse satis ist. Ihre Produkte: Blumenkörbe, Brotschalen, Papierkörbe, eröffnen prähistorische Perspektiven. Man ahnt hier wieder etwas vom mühsamen Stufengang der Menschheit auf dem Wege der Material- und Formmeisterung.

Da sind die Liebhaber des Niedlichen, die Freunde des Sinnigen. Ihnen schwebt vor, sich mit ihren Gaben gerade im besonderen Augenblick wieder in Erinnerung gebracht zu wissen. Ihre Zahl ist groß. Es wimmelt von kleinen Schmuckunterlagen aus Perlen oder Holz, von Bestellen für Abreißkalender, von Brieföffnern, Schalen und Schälchen für kleine Dinge, nach denen die Hände oft greifen müssen.

Da sind die Verehrer des Farbigen, die sich malend verschenken. Sie begnügen sich mit der Schlußarbeit an einem roh-fertig gekauften Kasten oder Longefäß. Sie haben sich mit den Nöten des Beizens und Polierens geplagt. Nicht ohne Stolz erklären sie in den beigelegten Begleitzetteln: Die Auswahl der Farben und die farbige Aufteilung der Fläche, das bin ich. Die technischen Naturen bauen Jahr für Jahr Flugzeuge und Kriegsschiffe für ihre Geschwister. Aber welche Hausmutter half jenem Kuchenbäcker bei seinem Knusperhäuschen, das so vollendet ist, daß es die schönste Konditorei schmücken würde?

Mit dem Alter wächst der Anspruch auf Breite und Tiefe des Lebensraumes, in den man seine Gabe hineingestellt wissen will. Hier trifft man auf umfangreiche Larvarbeiten: Rauchtische, Nähtische. Ein anderer versuchte es mit Messing und hämmerte ein prächtiges Formenspiel in eine große Messingplatte hinein. Kein Rauchtisch kann schöner sein. Ein kleines, äußerlich unscheinbares Werk sei noch erwähnt. Liegt da in einem Schächtelchen, wie sie für Goldsachen gebräuchlich sind, eine Silberarbeit: eine aufgeblühte Rose an langem Stiel, als Brosche gearbeitet. Sie ist gleich rührend in der Bewältigung der Formschwierigkeit wie auch in der stummen Huldigung des ewigen Prinzips, das da „hinanzieht“. Gilt sie der Mutter, der Schwester oder einem anderen Wunschbilde des Herzens?

Tritt man in den Raum, so bleibt das Auge hängen an einer mächtigen, dunkelbraun gebeizten Holzarbeit, die fast einen Quadratmeter Fläche einnimmt. Sie ist in der Mitte senkrecht geteilt und zeigt in jeder Hälfte ein Familienwappen: den Schwan auf den Wellen und ein aufbäumendes Einhorn. Man weiß nicht, was mehr überrascht: die schöpferische Selbständigkeit der Idee, die Sicherheit der Darstellung, die Meisterschaft der Holzbehandlung oder die Vollendung bis zum letzten Schnitt, der auch das stolze Erschöpfungsgefühl des gewählten Kennwortes entspricht: „Alle Messer stumpf.“ Hier war ein Künstler am Werk. Uns aber freut besonders, daß der Vorwurf, den er sich wählte für sein Können, der Ehrfurcht zu dem zwiefachen Sippenstrom der Ahnen galt, deren Blut er dankbar in sich fühlte.

Nicht jedem gab ein Gott in die Hand, mit ihr zu sagen, was vor ihm in der Seele steht. Doch auch die Gebärde schon ist schön, wenn sie dem edlen Drange des Schenkens zu Weihnachten entspringt. B. W.



„Jedermann“

Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes

Aufführung des Literarischen Vereins am Arndt-Gymnasium am 3., 4. und 5. Dezember 1930

Als das Spiel vom „Jedermann“ verklungen war, sagte mein Nachbar unter den Zuschauern nach längerem Schweigen leise zu mir: „Das war die reifste künstlerische Leistung, die ich, soweit ich mich entsinne, im Arndt-Gymnasium gesehen habe. Solch ein von innerer Hingabe getragenes Laienspiel kann mir mehr geben als die große Bühne.“ Wohl alle verließen in Ergriffenheit unseren Festsaal. Selbst Leute, die meist zu kritischer Haltung geneigt sind, fanden nur wenige Worte ernster Bejahung. —

Es ist schon so, daß die mittelalterlichen Stücke in ihrer schlichten Art von den Grundvoraussetzungen des Lebens mehr wissen, als viele Überfeine der Gegenwart, wenn wir uns das auch oft nicht zugeben wollen. Das Spiel vom reichen „Jedermann“, der vor den Sorgen um sein Gut seiner Seelen Seligkeit vergißt, ist alt und doch stets neu. Wundervoll und mit Zartheit ist die Dichtung von Hugo von Hofmannsthal neu gestaltet. Wie fein sind die Grenzen gewahrt im Verhalten „Jedermanns“ zu seiner Mutter, die um ihren Sohn bangt. Er ist gar kein schlechter Mensch, aber er hat zu viele schöne Pläne und Möglichkeiten, als daß er der Mutter Kommen nicht als Störung empfinden müßte: Neue Kaufverträge für ein schönes Lusthaus muß er abschließen; zu lustigen Festen mit seiner Liebsten und seinen Freunden ist alles bereitet. Was soll er zur Seite schauen und sich um die Zukunft haben?

Da kommt der Gesandte des „Herrn“ und erzwingt sich Gehör: der Tod. Mit erstaunlicher Innerlichkeit wurde von dem Hauptdarsteller „Jedermanns“ — Barnim von Ramin — der jähe Wechsel der Stimmung gekennzeichnet, als sich das Nahen des Todes in seiner Seele meldete, unverständlich seinen Freunden und Festgenossen in ihrem ausgelassenen Leichtsinne. Sind es wirklich seine „Freunde“, die da, getroffen wie vom Schlag, sich ducken und der Wahrheit ausweichen, der „Jedermann“ ins Auge schauen muß? Noch hält er sich krampfhaft an die Gefährten, die er begönnete. Sie schleichen sich hinaus wie geängstigte Katzen. Sie band das Glück und nicht die Treue an ihn. — Noch glaubt Jedermann Kraft zu spüren beim Anblick seiner Reichtümer, die ihm alle irdischen Lüren öffneten — sinnloses Unterfangen. Er tastet, sucht in seinem Innern, kehrt zurück in seine Tiefen. Auch er hat einmal gewußt, wo das Erbarmen zu finden ist aus demütigem Glauben. Es reißen sich um ihn die guten und bösen Geister. Doch der Mutter Segen wirkt sich aus. Wer empfindet nicht, daß die alten Symbole: Glaube und Werke, Engel und Teufel, Verdammnis und Erlösung die Lebensvorgänge getreuer und bildhafter spiegeln als manche gelehrte Begriffe seelenkundlicher Theorien?

Die Musik, die Kurt Baumann für die Aufführung schuf, trug die Stimmung mit derartiger Selbstverständlichkeit, daß man sie vom Gesamteindruck gar nicht ablösen kann. Das Streichorchester unserer Schule und der Knabenchor und gemischte Chor wirkten mit den Spielern — trotz sehr schwieriger äußerer Verhältnisse — gut zusammen.

Wenn man sich überlegt, welche Arbeit und Umsicht der Vorbereitung zum Gelingen dieses Spieles gehört hat, muß man als Angehöriger der Arndt-Gemeinschaft dankbar

und stolz sein. Hans-Günther von Klöden hat als „alter Herr“ des Literarischen Vereins die künstlerische Leitung, wie bei den „Bürgern von Calais“ und dem „Lehliner Festspiel“, zu unserer Freude noch einmal übernommen und seine ganze Kraft in den Dienst der Sache gestellt. Die Namen all der einzelnen Schauspieler und Helfer will ich nicht nennen, tragen sie doch nach des mittelalterlichen und des neubearbeitenden Dichters Meinung keine „Eigennamen“, sondern gehen dienend in die große Gemeinschaft auf „als Vertreter ihres Standes“. Wer als Unbeteiligter die Vorbereitungen sieht, muß sich immer wieder von neuem wundern, wie die gemeinsame Sache alle bis zum Tertianer, der als Bühnenarbeiter wirkt, in den Bann zieht und wie in jeder Generation wieder neue Kräfte auftauchen für die mannigfaltigen Anforderungen der Ordnung, des Bühnenbaus, der Beleuchtung, der Rollenbesetzung, der schauspielerischen und musikalischen Durcharbeitung. Denen aber, die das Stück ausgesucht haben, anknüpfend an die besten Überlieferungen des Laienspiels, das zurück und vorwärts zur ungekünstelten Innerlichkeit will, sei an dieser Stelle noch besonders Dank gesagt. Ich weiß, wie schwer und entscheidend die erste Wahl ist.

Der Literarische Verein hat seiner Überlieferung Ehre gemacht.

Edgar Richter



Gedanken zum Heimturnen

Von * * *)

„Die Gottheit ist wirksam im Lebenden, nicht im Toten, im werdenden, nicht im Gewordenen“, heißt ein feines Goethewort.



Wir sind noch nichts, höchstens ein Weg. Aber wir können alles werden. Wir stehen am Anfang. Wir sehen vor uns die Welt, die werden will. Wir können sie gestalten. Wir können sie mit unserem Hirn denken, mit unseren Händen schaffen, mit unseren Herzen erfüllen. Wir suchen Aufgaben und Ziele, um sie zu erreichen, wir türmen Hindernisse auf, um sie zu überwinden. Gefäß unseres Lebens aber, des Geistes und der Seele, ist der Leib. Wir erleben seine Kraft und seine Schönheit. Im frischen Blute unseres reinen und kraftvollen Leibes raunen ewige Geheimnisse der Natur, des Windes, des Wassers und der Sonne, und singt die Erde. Aber wir brauchen den Kampf, um gesund und stark zu bleiben. Im Schwung am harten Gerät erwächst uns die Leistung. An ihr rankt sich unser Wille empor und wird hart und mutvoll. Es kommt zuerst darauf an, daß wir turnen, und dann erst, was wir turnen. All unser Tun ist getragen von dem jungen Drang nach Freude und Bewegung. Unser Turnen ist lebendig und fröhlich bis zur Ausgelassenheit. Neben uns steht der Kamerad. Kamerad heißt Prüfstein und die Schule

*) Wir veröffentlichen gern diese Zuschrift eines Mitstrebenden, der nicht genannt zu sein wünscht.

unserer Seele. Je stärker wir den andern, die andern neben uns empfinden, mit ihnen fühlen, ihnen dienen unter Hintanzetzung des eigenen Ich, desto mehr darf uns der Glaube beglücken, daß die Kräfte unserer Seele im Üben des Leibes wachsen. Wir wissen, daß wir ohne Spiel und Sport leicht zum Träumer ohne Kraftgefühl, ohne Selbständigkeit und ohne Wirklichkeitsinn werden. So sehen wir in unseren Leibesübungen einen Weg, um körperlich tüchtiger, geistig frischer, seelisch besser zu werden.

Der diesjährige Weihnachtswettbewerb,

der in der üblichen Einteilung der Jahrgänge geschah, endete mit der Ausstellung der Arbeiten im Kasino vom 16. bis 19. Dezember. Die Bekanntgabe der Preise erfolgt in der nächsten Nummer.

	Schulchronik	
---	---------------------	--

1. 11. 30: Toten-Gedächtnisfeier der Schule für die im letzten Jahre verstorbenen Arndter. Die Gedächtnisrede hielt Herr Studienrat Dr. Edgar Richter.
3. bis 5. 12.: Aufführung des Spieles „Jedermann“ im Festsaal der Schule durch den Literarischen Verein. Protektor: Herr Studienrat Dr. Christians.
23. 12. bis 6. 1. 31: Weihnachtsferien. Reisetag ist der 5. Januar.
- Ende des Schuljahres: Dienstag, den 31. März.

	Die alten Kameraden	
---	----------------------------	--

Assessor Dr. jur. Johann Christoph Cracker von Schwarzenfeldt (Burgund 1914—21), wohnhaft in Breslau, Lauensienstr. 71, zeigt die Geburt eines Töchterchens an.

Karl Gottfried Frhr. Hiller von Gaertringen (Burgund 1922—25) bestand die Diplomprüfung an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim.

	Mitteilungen	
---	---------------------	--

2. Voranzeige: Für das „Winterfest“ des Rudervereins am A.-G. ist Sonnabend, der 24. Januar 1931, in Aussicht genommen.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 11/12 10. Jahrg. Febr./März 1931

Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW7, 35221 Dr. W. Kochler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem

Abiturienten-Entlassungsfeier

Inmitten ihrer Angehörigen, der Lehrer und Schüler des Arndtgymnasiums erfolgte am Sonnabend, den 28. März, die feierliche Entlassung der abgehenden Abiturienten. Nach einem Vorspiel von Bach und dem Chorliede: „Bis hierher hat uns Gott gebracht...“ richtete Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus seine Abschiedsworte an die scheidenden Schüler. Unter Leitung des Abiturienten Barnim v. Ramin erstand dann das „Konzert“ von Händel, gespielt vom Schülerorchester, zu einem schönen Abschiedsgruß. Im Anschluß daran erstattete Barnim von Ramin den Dank seiner Kameraden an die Schule. Der Unterprimaner Pagmann sprach die Wünsche der Schülerschaft an die Abgehenden aus. Vor der Aushändigung der Zeugnisse gedachte Herr Direktor Kappus des frühverstorbenen Martin v. Simson und gab bekannt, daß der Preis der Simson-Stiftung für dieses Jahr an den Abiturienten Hans Schneider gefallen war.

Die Festrede des Herrn Direktor lassen wir im Wortlaut folgen:

Meine lieben jungen Freunde!

„Wenn ich Ihnen heute die Abschiedsgrüße der Schule und Ihrer Lehrer überbringe, so freue ich mich besonders darüber, daß ich Sie alle kenne, als Menschen und als Schüler. Denn seit ich die Leitung der Schule vor eineinhalb Jahren übernommen habe, sind Sie alle meine Schüler gewesen. Und ich darf es von mir jedenfalls sagen, daß ich gern mit Ihnen zusammen gearbeitet habe, ja, daß mir diese Zeit gemeinsamer Tätigkeit mehr, viel mehr gewesen ist, als eine bloße Arbeitsgemeinschaft, ein stunden-

planmäßig geregelter Unterricht. Es hat sich uns ja oft ergeben, daß wir auf allgemeine Fragen zu sprechen kamen, daß wir uns klar zu werden suchten über die Grundbeziehungen von Mensch zu Mensch, von Menschen zu ihrem Staate und ihrem Volke. Da haben wir uns oft rückhaltlos ausgesprochen, und da ist es, glaub' ich, uns klar geworden aus den Tiefen des Gefühls, daß wir zusammengehörten, nicht als Lehrer und Schüler, nicht als gefühlsmäßige Klassengemeinschaft, sondern als Menschen gemeinsamen Wollens und Strebens. Vielleicht werden uns gerade diese Aussprachen in der Erinnerung wertvoll erscheinen. Und so ist es nicht ein bloßes Auseinandergehen heute, sondern ein Abschiednehmen, bei dem auch die Saiten des Gefühls lebhaft mitschwingen mögen.

Aber am stärksten spricht doch bei Ihnen, meine lieben Abiturienten, und bei uns Ihren Lehrern heute die Freude mit, die Freude über das erreichte Ziel. Und diese Freude ist wohl berechtigt, denn keiner von den 55 hat vor dem Examen zurücktreten müssen, keiner hat das Ziel nicht erreicht. Um keinen Kameraden brauchen Sie also sich zu sorgen, wenn Sie jetzt die Anstalt verlassen.

Wenn Sie aber heute an dem Ehrenmal derer vorbeigehen, die dereinst von dieser Stätte aus in den Krieg zogen, um für Deutschland zu kämpfen, tun Sie es in stillem Gedenken. Auch das waren „Arndter“ wie Sie und lebenshungrig wie Sie und doch todesmutig und tapfer. Denken Sie an diese Ihre Brüder, wenn Sie jetzt, wo Sie ins Leben hinausziehen, von allen Seiten erzählt wird, es sei schwer, sich heute emporzuarbeiten, Deutschlands Zukunft dunkel und wolkenverhangen, überall Hindernisse, überall aussichtsloses Ringen. Es ist nur zu natürlich, daß Ihnen solche Stimmen entgegenklingen, und es kann garnicht anders sein in einer Zeit der Not, wie sie eben über Deutschland liegt. Aber denken Sie auch daran, daß aus solchen Lagen nie ein anderer Ausweg gefunden ward, als der feste Wille zur Tat und das Vertrauen auf eine höhere Macht, die menschliche Geschicke bestimmt und lenkt, die uns aber nur dann hilft, wenn wir nicht zagend die Hände in den Schoß legen. Ich möchte Ihnen ein Wort des Callust zurufen aus der Rede Catos: „Non votis neque suppliciis muliebribus auxilia deorum parantur; vigilando agundo bene consulendo prospera omnia cedunt. Ubi socordiae te atque ignaviae tradideris, nequiquam deos implores.“

Wir Deutsche sind stolz darauf, die kraftvollen Worte des Römers in einem Gedichte Goethes wiederzufinden, das Sie alle kennen: „Feiger Gedanken bängliches Schwanken . . .“

Das sind Worte, die heute mehr als je die deutsche Jugend sich in die Herzen schreiben muß, Worte, wie sie aber auch für junge Menschen passen, weil sie die edelsten Regungen junger Seelen widerspiegeln, Mut, Latkraft und Selbstvertrauen. Klingt es aber nicht wie Hohn, wenn wir bedenken, daß Millionen von Deutschen sich in ungewollter Untätigkeit verzehren, wenn man angesichts dieser Lage der Jugend von Latkraft als der starken Forderung des Tages spricht. Verschließt man nicht träumend und wünschend die Augen vor der harten Wirklichkeit, wenn man so tut, als ob uns nur der gute Wille fehle, um aus der Not herauszukommen. Gewiß ist es nicht so. Wir alle, auch Ihre Lehrer wissen, daß über allen menschlichen Dingen ein Lyche waltet, ein Schicksal, das wir blind nehmen, weil wir, die blinden Menschen, die inneren Zusammenhänge der Geschehnisse selten einmal oder nie mit den Augen erfassen. Niemand

möchte sich vermessen zu sagen, daß Sie, unsere Jugend, schon bald oder wann Sie bessere Lage sehen werden. Eines aber wissen wir sicher, daß nur mit Willen und Latkraft in entscheidender Stunde jeder einzelne Mensch und jedes Volk seinem Schicksal die Wendung zu einem glücklicherem Dasein geben kann. Das haben Ihre Eltern und Ihre Lehrer gewollt. Sie sollten stark werden für das Leben, in das Sie nun hinausziehen, stark als Charaktere und ausgerüstet mit Wissen und Kenntnissen als der Grundlagen Ihrer Arbeit. Glauben Sie auch nicht, die Zeit des Lernens sei nun zu Ende. Nein, sie fängt jetzt erst recht an. Denn keine Schule der Welt, auch keine sogenannte Berufsschule, wäre je in der Lage, Ihnen das Wissen mitzugeben, was Sie brauchen. Das Beste, was Sie hier lernten, war nur eine Vorbereitung, war dazu bestimmt, Ihren Geist aufzulockern, beweglich zu machen, Ihnen die Fähigkeit zu geben, sich in die verschiedenen Aufgaben des Lebens hineinzufinden.

Damit habe ich aber etwas anderes berührt, was Sie mit hinaus nehmen sollen von uns. Wir wünschen Ihnen ja allen, daß Sie glücklich werden in dem Ihnen durch Neigung oder die besonderen Verhältnisse gegebenen Berufe. Denn das Leben des Mannes beherrscht nun einmal der Gedanke des Berufes, sofern er sinn- und richtunggebend für seine Entwicklung ist. Das aber ist eben das wahre Berufsglück, wenn der Mensch seine Lätigkeit sich selbst als Wert zu setzen vermag. Nicht der äußere Erfolg, nicht die Führerstelle, nicht der materielle Gewinn sind letzten Endes entscheidend für das Gefühl der Befriedigung in der Berufsarbeit, sondern die Ueberzeugtheit von der inneren und äußeren Notwendigkeit dieses Tuns. Ihr entspringt alle echte Schaffens- und Berufsfreude. Zwar wird sie in ganz reiner Gestalt nur den ungewöhnlichen Naturen zuteil, aber zu fehlen braucht sie keinem, der in sich ein starkes Kulturbewußtsein und eine wahre Verantwortungsfreudigkeit trägt. Es gibt keine Berufsarbeit, die frei wäre von Seelenlosem, Außerlichem, Langweiligem, von der Maschine des Arbeiters angefangen bis zu den Aktenstößen des höchsten Verwaltungsbeamten, bis zur Geschäftskorrespondenz des Generaldirektors. Aber all dies verschwindet gegenüber dem Gefühl des eigenen geistigen Wertes oder der Verantwortung für das Ganze. Denn der alte Satz: „Eigentum verpflichtet“ gilt vielleicht noch mehr von geistigen Dingen als von den materiellen. Ihnen diese Geistigkeit zu verleihen, die nichts zu tun hat mit Weltabgewandtheit, das war der tiefste Sinn all der an Ihnen in der Schule geleisteten Arbeit.

Sie sollten zu geistigen, kulturbewußten Menschen erzogen werden. So ziehen Sie denn hinaus, erfüllt von Ehrfurcht vor Deutschlands großer Vergangenheit, voll Verständnis für die Not der Gegenwart und für die Volksgenossen inner- und außerhalb der Reichsgrenzen und getragen von dem heiligen, unbeugsamen Willen mitzuschaffen, mitzuhelfen an dem Wiederaufstieg Ihres Volkes.“



Nachruf

Am 3. März 1931 verstarb auf seinem Stammsitz in Pommern im Alter von 63 Jahren der Geheime Oberregierungsrat

Uxel Freiherr von Maltzahn-Gültz

Der Verstorbene, Vater zweier ehemaliger Zöglinge, war ein treuer, mit Rat und Tat stets hilfsbereiter Kamerad unserer Anstalt. Als Vorsitzender des während der Inflation gebildeten „Wirtschaftlichen Elternbeirates“ hat er sich große Verdienste erworben um die Überwindung der heute kaum mehr vorstellbaren Schwierigkeiten jener Notzeit. Wir werden ihm über das Grab hinaus unsere hohe menschliche Verehrung und unsere herzliche Dankbarkeit bewahren.
Kurator Richter.

Am 10. Januar verschied nach schwerem Leiden unser langjähriger Anstaltsarzt,

Herr Sanitätsrat Dr. Skutsch.

Am 29. Dezember 1930 wurde er in seiner Sprechstunde das Opfer einer Explosion, die umfangreiche Verbrennungen zur Folge hatte. In den ersten Tagen durften wir noch hoffen, dann aber lauteten die Nachrichten immer düsterer, bis der Tod als Erlöser kam. Tiefschütttert stehen wir an der Bahre dieses trefflichen Mannes und treuen Arztes. Wir werden ihm in dankbarer Erinnerung treu bleiben.
Kurator Richter.

Ergebnisse des Weihnachtswettbewerbes

(nachträgliche Mitteilung)

Künstlergruppe

- | | |
|--------------------------------|---|
| I. Preis: „Alle Messer stumpf“ | Karl Ludwig Bennecke, Haus Dranien. |
| II. Preis: „Lohwabohu“ | Franz Wendenburg, Haus Zollern. |
| Trostpreis: „Seefahrt tut Not“ | Carl Christian Piper-Flemming, Haus Uskanien. |
| Lobende Anerkennung: | |
| „Bleistift“ | Horst Schander, Haus Dranien. |
| „Nöslein auf der Heide“ | Hilmar v. Lippelskirch, Haus Zollern. |
| „Anch io son pittore“ | Franz Beye, Haus Wettin. |

Gruppe A. (vor dem 1. 1. 1915 geboren)

- | | |
|------------------------|--------------------------------|
| I. Preis: „Siesta“ | Karl Rabbethge, Haus Dranien. |
| II. Preis: „Hegra“ | Helmuth Scherz, Haus Uskanien. |
| Lobende Anerkennung: | |
| „Tischlein deck' dich“ | Waltherr Müller, Haus Dranien. |

Gruppe B. (1. 1. 1915 bis 1. 1. 1918 geboren)

- | | |
|---|--|
| I. Preis: „Heilige Ordnung“ | Hermann Schmitz, Haus Dranien. |
| II. Preis: „Silberstorch“ | Dieter Sinz, Haus Staufen. |
| III. Preis: „Warnsdorf“ | F. v. Rumohr, Haus Zollern. |
| I. Trostpreis: „Kästchen und Schale“ | Günther Miltz, Haus Jähringen. |
| II. Trostpreis: „Aller Anfang ist schwer“ | Rolf Heyden, Haus Uskanien. |
| Lobende Anerkennung: | |
| „Köstbar“ | Oskar Bardhausen, Haus Dranien. |
| „Kühn“ | Helmuth Sommer, Haus Dranien. |
| „Lustige Birsch“ | Otto v. Eichel, Haus Dranien. |
| „Heil!“ | Friedrich Quadt, Haus Zollern. |
| „Gorilla“ | Egbert v. Schmidt-Pauli, Haus Babenberg. |
| „Weihnachtsmann“ | Berhard v. Berg, Haus Burgund. |

Gruppe C. (nach dem 1. 1. 1918 geboren)

- | | |
|---------------------------------------|--|
| I. Preis: „Silberkondor“ | Ernst Wilh. Kalinke, Haus Jähringen. |
| II. Preis: „Farbentopf“ | Wolfgang Dieter Schmidt, Haus Dranien. |
| III. Preis: „Aller Anfang ist schwer“ | Martin Jobst, Haus Dranien. |
| I. Trostpreis: „Weihnachten“ | Kurt Christoph Böckelmann, Haus Dranien. |
| II. Trostpreis: „Henne und Rücken“ | Berhard Herz-Kleptow, Haus Wettin. |
| Lobende Anerkennung: | |
| „Bimbambulla“ | Walter Temps, Haus Zollern. |
| „Schafkästlein“ | Hermann Nicolai, Haus Uskanien. |
| „Leopard“ | Klaus Müller, Haus Babenberg. |
| „Mein Stolz“ | Kurt Alfred Trautmann, Haus Dranien. |
| „Raritätenammlung“ | Fritz Jahnke, Haus Dranien. |
| Lobende Erwähnung: | |
| „Hänsel und Gretel“ | Seytner des Hauses Babenberg. |
| „Krippe“ des Hauses Jähringen | Günther Miltz (IV) |
| | Oskar Grevel (O III r) |
| | Ralf Wendt (O III r) |
| | Klaus Wolf Neumann (V) |

Das Winter-Hallen-Wettturnen des Heims

1931

Am 27. Februar versammelte sich die ganze Heimgemeinde zum Schlußfest in der Turnhalle. Unsere Oberprimaner hatten es sich nicht nehmen lassen — ob schon am Vormittag die Turnreisepreüfung war — zum letzten Male die Führung zu übernehmen. Mit großer Begeisterung wurden die Vorführungen der besten Turner, die Scherzspiele und ein Hindernislauf aufgenommen. Ein rührendes Bild bot der Einzug der Kleinsten mit ihrem schweren Tau. Der Oberprimaner Hermann Scheibe (Babenberg), der in den letzten Jahren seiner Schulzeit immer ein treuer Helfer beim Sport für die Leitung des jüngsten Nachwuchses war, ließ sie ihre Künste zeigen. Luß Krüger (Dranien) erzählte dann — im Auftrag seiner Kameraden vom Turnauschuß — von den fleißigen Vorübungen und den Ausscheidungskämpfen, die nach alter Art stattgefunden hätten und dankte allen Helfern herzlich.

Mit der Preisverteilung, dem Hoch auf die Sieger und dem Deutschlandlied schloß die fröhliche Feier.

Ergebnisse der Wettkämpfe

I. Häuserfünfkampf.

Den ersten Preis und den ersten Wanderpreis des Heims errang wieder das Haus Dranien mit 42,5 Punkten als Durchschnittsleistung der Hausangehörigen.

Den zweiten Preis und zweiten Wanderpreis des Heims erhielt das Haus Staufen (38,3 Punkte).

Das dritte Haus Askanien erhielt eine Ehrenurkunde (37,4 Punkte).

Die Reihenfolge der übrigen Häuser war: Wittelsbach, Zollern, Zähringen, Babenberg, Burgund, Wettin. Alle hatten ihre besten Kräfte hergegeben.

II. Die Einzelsieger im Fünfkampf

(Reck, Barren, Tisch- und Hochsprung, Pferd) sind folgende:

A. Älteste Gruppe (Oberstufe):

1. Hans-Heinrich Kelling	Zollern	55,50 Punkte
2. Barnim von Ramin	Zollern	55,00 "
3. Carl-Heinrich v. Behr-Negendant	Burgund	53,00 "
4. Wedig von Heydebreck	Dranien	52,75 "
5. Gerhard Langenbeck	Staufen	51,25 "
6. Eberhard William	Dranien	50,75 "

B. Mittelstufe:

1. Hans Becker	Askanien	55,75 Punkte
2. Karl-Ernst Büchting	Staufen	49,75 "
3. Hans Rothe	Wittelsbach	49,50 "

4. Otto von Sichel	Dranien	49,25 "
5. Dieter Sing	Staufen	49,00 "
6. Hubert Lürcke	Staufen	47,50 "

C. Unterstufe (4 Geräte).

1. Wolfgang-Dietrich Schmidt	Dranien	45,00 Punkte
2. Horst Schander	Dranien	41,25 "
3 a) Christoph Böckelmann	Dranien	40,75 "
b) Kurt Alfred Trautmann	Dranien	40,75 "
4. Ulrich Methner	Wittelsbach	40,00 "
5. Paul Rosenberg	Askanien	39,00 "
6. Wolfgang Ammann	Wittelsbach	38,75 "



Monatschronik



9. u. 10. III.: Reifeprüfung der gymnasialen Oberprima.

11. u. 12. III.: Reifeprüfung der realgymnasialen Oberprima. Den Vorsitz führte während der ganzen Prüfung Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus.

Sämtliche 20 zur Prüfung zugelassenen Oberprimaner des Heims haben das Reifezeugnis erworben, nämlich:

- Bennecke, Karl-Ludwig (Dranien) Sohn des Bankdirektors B., Magdeburg;
 Blasberg, Hans, (Askanien) Sohn des Direktors B. in Santa Cruz de Tenerife;
 Bock, Gerd, (Staufen) Sohn des verstorbenen Kaufmanns B., Charlottenburg;
 Hering, Gerd, (Zollern) Sohn des Apothekenbesizers H., Driesen, Nm.
 von Heydebreck, Wedig, (Dranien) Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers Major v. H., Wusterhansse Krs. Neustettin;
 Hoffmann, Günther, (Wittelsbach) Sohn des Direktors H., Charlottenburg;
 Hüther, Werner, (Wittelsbach) Sohn des Fabrikbesizers Dr. phil. h. c. H., Saalfeld;
 Jordan, Herbert, (Babenberg) Sohn des Rittergutsbesizers J., Krakow, Krs. Randow;
 von Ramin, Barnim, (Zollern) Sohn des Majoratsbesizers von R., Gümmitz bei Falkenwalde, Pommern;
 Kelling, Hans-Hinrik, (Zollern) Sohn des Majordomos K., Chilquitas, Argentinien;
 von Kotzeck, Karl-Fritz, (Babenberg) Sohn des Rittergutsbesizers von R., Labuhn, Krs. Lauenburg, Pommern;
 Schallehn, Hans, (Zähringen) Sohn des Domänenpächters Sch., Selchow, P. Greifenhagen, Pommern;
 Scheibe, Hermann, (Babenberg) Sohn des Rittergutsbesizers Sch., Züssow bei Dreifswald;
 Sponholz, Runo, (Staufen) Sohn des Bankiers Sp., Charlottenburg;
 Sponholz, Bodo, (Askanien) Sohn des Bankiers Sp., Charlottenburg;

Sprenger, Ott-Heinrich, (Staufen) Sohn des Kaufmanns Dr. jur. Sp., Vaduz,
Liechtenstein;
von Lippelskirch, Egloff, (Zollern) Sohn des Diplomlandwirt Major v. L., Börs-
dorf bei Dahme, Mark;
William, Eberhard, (Dranien) Sohn des Oberst a. D. W., Bugarten, Krs. Friede-
berg, Neumark;
Wimmer, Johannes, (Staufen) Sohn des verstorbenen Kaufmanns W., Lissabon;
Brede, Joachim, (Babenberg) Sohn des Rittergutsbesitzers W., Lüglow bei Gram-
zow, Uckermark.

28. III. 31, 11 Uhr vormittags: Entlassungsfeier der Abiturienten. Die Ab-
schiedsrede hielt der Herr Direktor der Anstalt.

28. III. 31, abends: Ball der Abiturienten.

31. III. 31: Schluß des Schuljahres. Schulbeginn Dienstag den 14. April.



Die alten Kameraden



Albrecht Kothe (Burgund 1921—27) wurde im Reiterregiment 10 (Züllichau) zum
Leutnant befördert.
Dr. Erich Anger (Burgund 1908—15) und Frau Dr. Wanda, geb. Borchard, zeigen
die Geburt ihrer Tochter Marie-Luise an.
Gustav Albrecht Schmidt-Ott (Zollern 1908—14) und Frau Ursula, geb. Wal-
ter, zeigen die Geburt ihres Sohnes Rainer an.
Richard Bardt (Burgund 1914—18) in Niemierzewo, Post Lubosz, pow. Mied-
zychód, trauert um den Verlust seines am 13. März verstorbenen 3jährigen
Söhnchens Hubertus.



Mitteilungen



Am 17. Februar starb Herr Rittergutsbesitzer Ferdinand von Lochow auf
Pekfus und Zieckau, Vater der Heimschüler Ferdinand (Babenberg 1924—30)
und Max, Jost-Eberhard und Albrecht, zur Zeit im Hause Babenberg.

Wir legen, wie gewöhnlich, der letzten Nummer des Jahrganges eine
Zahlkarte bei und bitten, den Jahresbeitrag von 10,— M. baldmöglichst auf
unser Postscheckkonto

Berlin 35221 Dr. W. Köhler (Dahlemer Blätter)

einzu zahlen bzw. zu überweisen. Freundliche freiwillige Beiträge über 10,— M.
hinaus nehmen wir mit herzlichem Dank entgegen.